

Klopstock, Friedrich Gottlieb / Klopstock, Margareta / Back, August L.

Klopstocks sämtliche Werke

Bd.: 16

Leipzig 1830

P.o.germ. 738 m-15/16

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112544-7

Copyright

Das Copyright für alle Webdokumente, insbesondere für Bilder, liegt bei der Bayerischen Staatsbibliothek. Eine Folgeverwertung von Webdokumenten ist nur mit Zustimmung der Bayerischen Staatsbibliothek bzw. des Autors möglich. Externe Links auf die Angebote sind ausdrücklich erwünscht. Eine unautorisierte Übernahme ganzer Seiten oder ganzer Beiträge oder Beitragsteile ist dagegen nicht zulässig. Für nicht-kommerzielle Ausbildungszwecke können einzelne Materialien kopiert werden, solange eindeutig die Urheberschaft der Autoren bzw. der Bayerischen Staatsbibliothek kenntlich gemacht wird.

Eine Verwertung von urheberrechtlich geschützten Beiträgen und Abbildungen der auf den Servern der Bayerischen Staatsbibliothek befindlichen Daten, insbesondere durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung der Bayerischen Staatsbibliothek unzulässig und strafbar, soweit sich aus dem Urheberrechtsgesetz nichts anderes ergibt. Insbesondere ist eine Einspeicherung oder Verarbeitung in Daten systemen ohne Zustimmung der Bayerischen Staatsbibliothek unzulässig.

The Bayerische Staatsbibliothek (BSB) owns the copyright for all web documents, in particular for all images. Any further use of the web documents is subject to the approval of the Bayerische Staatsbibliothek and/or the author. External links to the offer of the BSB are expressly welcome. However, it is illegal to copy whole pages or complete articles or parts of articles without prior authorisation. Some individual materials may be copied for non-commercial educational purposes, provided that the authorship of the author(s) or of the Bayerische Staatsbibliothek is indicated unambiguously.

Unless provided otherwise by the copyright law, it is illegal and may be prosecuted as a punishable offence to use copyrighted articles and representations of the data stored on the servers of the Bayerische Staatsbibliothek, in particular by copying or disseminating them, without the prior written approval of the Bayerische Staatsbibliothek. It is in particular illegal to store or process any data in data systems without the approval of the Bayerische Staatsbibliothek.

K l o p s t o c k

s ä m m t l i c h e W e r k e.

S e c h z e h n t e r B a n d.

L e i p z i g,

bey Friedrich Fleischer. 1830.

8 7 6 5 4 3 2

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

Inhalt zum 16. Bande.

	Seite
/ I. Von der Darstellung	1.
/ II. Von der Sprache der Poesie	13.
/ III. Gedanken über die Natur der Poesie	33.
IV. Von der epischen Poesie. Eine lateinische Rede	45.
/ V. Von der heiligen Poesie	83.
/ VI. Von dem Range der schönen Künste und der schönen Wissens- schaften	105.
/ VII. Eine Beurtheilung der Winkel- mann'schen Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in den schönen Künsten	126.
/ VIII. Mittheile über die poetische Com- position einiger Gemälde	137.
/ Fortsetzung	148.

IX. Beurtheilung einiger Gemälde	
aus der heiligen Geschichte . . .	153.
X. Oden, Elegien und Lieder . . .	161.
Der Abler oder die Verwandlung . . .	163.
Weihtrunk an die todtten Freunde . . .	167.
An Dons . . .	168.
Klagode . . .	170.
Nachbildung des: <u>Stabat mater</u> . . .	171.
Die Erscheinung . . .	175.
An die rheinischen Republikaner . . .	179.
XI. Epigramme . . .	181.
Unsere Sprache . . .	183.
Darstellung ohne Schönheit . . .	184.
Entdeckung und Erfindung . . .	—
Gleichheit und Ungleichheit . . .	—
Die Antwort auf ein andermal . . .	185.
Aufgelöster Zweifel . . .	—
Unser Jahrhundert . . .	186.
Eingeschränkte Einsicht . . .	—
Die Reibes Art . . .	—
Beschreibung und Darstellung . . .	187.
Ein gewisser Umstand . . .	188.
Die Drakelsprüche . . .	—
Ein Wort alter Lehre . . .	189.
Das Vitilitigium . . .	—
Luther . . .	190.

	Seite
Malezieur Meinung	190.
Meister und Gesell	191.
Bergebliche Warnung	—
An die Verächter der Regel	192.
Die doppelte Täuschung	—
Vom Genie	—
Musik und Dichtkunst	193.
Die Mitzählung	—
Das Entscheidende	194.
Kant	—
Leibniz	195.
Die Republikaner	—
Die epischen Hauche	196.
Grausame That	—
Ursache und Schuld	197.
Guter Rath an die neuen Herolde der Griech- heit	—
Die Rhapsoden	198.
An die Bewunderer eines Meisters	199.
Gründlichkeit	—
Ruga senilis. Die Runzeln	—
An Fr. Schiller	200.
Der Gerührte	201.
Neuer Beweis	—
Patriotische Ausgleichung	202.
Er, und Sie	—
Der alte und der neue Faust	203.

	Seite
Schreibakademien	203.
Der Ruf und die Ehre	204.
Anhang.	205.
An Elisen	207.
Verhängnisse	210.
Elegie	212.
Liebeslied	219.
Trinklied	222.

I.

Von der Darstellung.

Aus den Fragmenten über Sprache und Dicht-
kunst. Hamburg, in der Heroldschen
Buchhandlung 1779.

1

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
CHICAGO, ILLINOIS
1892

Fragment.

Werthing. Ihre Theorie von der Darstellung.

Selmer. Von der Darstellung des Prosaisten und des Dichters zugleich?

Werth. Nun von des letzten.

Selm. Aber ich werde mit wenigen Worten sagen, worüber Andre bücherlang seyn würden.

Werth. Nun Sie werden die Sache denn doch aus einander setzen?

Selm. Nachdem Sie es nehmen. Ich werd' alles überflüssige weglassen.

Werth. Was nennen Sie überflüssig?

Selm. Das meiste z. B. von den poetischen Theorien, die wir haben.

Werth. Wenn Sie nur nicht zu viel weglassen.

Selm. Ich werde dafür sorgen, daß nichts Wesentliches fehle.

Werth. Und wesentlich ist?

Selm. Was der gute Dichter anwendbar findet.
Doch wir reden zu lange vor.

Von der Darstellung überhaupt sey dieses genug.

Es giebt wirkliche Dinge und Vorstellungen, die wir uns davon machen. Die Vorstellungen von gewissen Dingen können so lebhaft werden, daß diese uns gegenwärtig, und beynah die Dinge selbst zu seyn scheinen. Diese Vorstellungen nenne ich fastwirkliche Dinge. Es giebt also wirkliche Dinge, fastwirkliche und bloße Vorstellungen. Die Gründe hierzu liegen tiefer, als es dem etwa scheinen möchte, der den Menschen nicht kennt, und nur Philosophie schwätzt.

Minna. Wie können Sie von der Darstellung, die mir als eine Zauberey vorkommt, so kalt, und so eintheilend sprechen?

Selm. Man ist nicht immer kalt, wenn man es zu seyn scheint. Wir glühen von dem Vorsatz, wahr von der Sache zu sprechen. Wenn wir es mit der Wärme thäten, die Sie zu verlangen scheinen, so würden wir uns durch bildliche Redensarten blenden, und uns der Gefahr aussetzen diese Wechselbälge, denn das sind sie, wo es auf Untersuchung ankommt, der Wahrheit unterzuschieben.

Minna. Ich hatte unrecht. Denn ich kann das widrige Geschrey dieser Wechselbälge, das in unsern neuesten Büchern immer lauter wird, auch nicht ausstehn.

§ 1. **Selbstm.** Wer sehr glücklich, oder sehr unglücklich, und lebhaft dabey ist, der wird wissen, daß ihm seine Vorstellungen oft zu fastwirklichen Dingen geworden sind. Wie dieser die Gegenstände sich selbst darstellt, so stellt sie der Dichter Andern dar.

§ 2. **Der Zweck der Darstellung ist Täuschung.** In dieser muß der Dichter den Zuhörer, so oft er kann, hinführen, und nicht hinleiten. Wehe jenem, wenn er das Letzte ohne Noth thut.

§ 3. **Die Darstellung des Dichters ist täuschender, als des zeichnenden Künstlers seine.** Der Sinn entscheidet bey der letzten, und dieser untersucht das Gesehene, weil er länger daran haftet, genauer, als der Geist das Gedachte, und kann daher leichter entdecken, daß er getäuscht wird.

§ 4. **So weit von der Darstellung überhaupt.**

§ 5. **„Der Gegenstand muß darstellbar seyn.“**

Es giebt Gegenstände, die selbst große Dichter auch den fähigsten Lesern nicht darstellen können. Ihre Zahl ist nicht klein. Wer die unglückliche Wahl trifft, der bringt (er kann das nun nicht ändern) ein Gedicht hervor, dessen edelste Lebenstheile schwach sind.

Der Gegenstand ist vornämlich alsdann darstellbar, wenn er erhaben ist, und wenn er viel Handlung und Leidenschaft in sich begreift.

Handlung besteht in der Anwendung der Willenskraft zur Erreichung eines Zweckes. Es ist ein falscher

Begriff, den man sich von ihr macht, wenn man sie vornämlich in der äußerlichen That setzt. Die Handlung fängt mit dem gefaßten Entschlusse an, und geht in verschiedenen Graden und Wendungen bis zu dem erreichten Zwecke fort.

Bekommen Handlung und Leidenschaft, jene dadurch, daß sie nicht nur groß, sondern zugleich gut, und diese, daß sie edel ist, auch sittliche Schönheit; so nimmt die Darstellbarkeit des Gegenstandes zu.

Auch alsdann nimmt sie zu, wenn, was keiner Handlung und Leidenschaft fähig ist, aber dadurch, daß es in Bewegung ist, sich der Handlung zu nähern scheint, auch sinnliche Schönheit hat. Wirklich handeln darf diese Gegenstände der Dichter nur dann lassen, wenn er glaubt den Zuhörer durch das Vorhergehende schon so entflammt zu haben, daß er sich an dieser Kühnheit nicht stoßen werde. Gleichwohl dürfen sie niemals lange handeln. Denn man bekommt sonst Zeit sich zu besinnen; und die Täuschung hört auf.

Unvermuthetes, scheinbare Unordnung, schnelles Abbrechen des Gedankens, erregte Erwartung, Alles dieß setzt die Seele in eine Bewegung, die sie für die Eindrücke empfänglicher macht.

Das Angeführte trägt das Seinige zur Darstellung bey; aber hervorgebracht wird sie durch Folgen des, wovon, seiner Beschaffenheit und dem Inhalte gemäß, mehr oder weniger bey einander seyn kann.

1. „Durch Zeigung des Lebens, welches der Gegenstand hat.“

Es ist viel mehr Leben in der Natur, als der, welcher nicht scharf sieht, bemerkt. Hat man's bemerkt; (die kleinste Lebendigkeit ist hier nicht ausgeschlossen) so kommt's dann vornämlich darauf an, es recht zu fassen, und ganz zu nehmen, und ja nichts Lebloses darein zu mischen; dieß letzte besonders alsdann nicht, wenn das Darzustellende nur ein wenig Lebendigkeit hat.

Daß man den Gegenstand in seinem Leben zeigen müsse, ist der erste Grundsatz der Darstellung. Denn gezeigtes Leben bringt uns vornämlich dahin, daß wir die Vorstellung ins Fastwirkliche verwandeln.

Wenn, Schlag auf Schlag, Lebendiges Lebendigem folgt; so nimmt dadurch seine Kraft beynahe so sehr zu, als die Schnelligkeit der fallenden Last durch den größeren Raum zunimmt.

Ganz was anders ist es übrigens, wenn der Dichter den angeführten Grundsatz mit einem Geiste anwendet, der es vermag; und wieder ganz was anders, wenn er sich bloß lebhaft anstellt. Diese Gehehrdung verfehlt ihres Zweckes gerade zu. Es ist eines der tollkühnsten Wagstücke, das ich kenne, Leben, das man nicht mitfühlt, ausdrücken zu wollen.

2. „Durch genau wahren Ausdruck der Leidenschaft.“

M i n n a. Ach meine Statterer!

S e l m. Nur dieß ist noch schwerer, als die planmäßige Wahl des Grades, den man der Leidenschaft zu geben hat.

Schwer ist jenes genau Wahre, weil der Dichter sich gefreut haben muß, wenn sich der Zuhörer freut, und geweint, wenn er weinen soll.

3. „Durch Einfachheit und Stärke.“

Diese muß aber eine wahre, und nicht Anstrengung seyn. Der Unterschied wird in seinen Wirkungen sehr auffallend.

Von der Einfachheit ist die Kürze niemals, und von der Stärke nur selten trennbar.

W e r t h. Durch Hülfe der Kürze denkt oder fühlt man schneller.

S e l m. Und diese Schnelligkeit vergrößert den Eindruck des Dargestellten. Sie ist einer der wesentlichsten Punkte, worauf es ankommt. Denken Sie sich den, der, sehr glücklich oder sehr unglücklich, sich selbst etwas darstellt, wie dann Alles in seiner Seele fliegt!

Doch der Löwe wird nicht nur an der Klaue erkannt, sondern auch an der Mähne.

4. „Durch Zusammendrängung des Mannichfaltigen.“

Allein dieß muß nicht überfluß seyn, und mit der möglichsten Sprachfürze ausgedrückt werden. Bey der Einfachheit und Stärke kommen Gedankenfürze und Sprachfürze zusammen; hier findet nur die letzte statt.

5. „Durch die Wahl kleiner, und doch vielbestimmender Umstände.“

6. „Durch eine Stellung der Gedanken, daß jeder da, wo er steht, den tiefsten Eindruck macht.“

7. „Durch Innerlichkeit, oder Heraushebung der eigentlichen innersten Beschaffenheit der Sache.“

W e r t h. Aber wenn nun der Zuhörer diese oft sehr tiefliegende Beschaffenheit nicht kennt?

S e l m. So lernt er sie durch den Dichter kennen.

8. „Durch Ernst. Der Dichter hat eine solche Überzeugung von der Wahrheit und Wichtigkeit seiner Gegenstände, daß man sieht, er rede vielmehr um ihrentwillen, als aus Neigung zu gefallen.“

Hierdurch entsteht gleicher Ernst der Zuhörer, und der macht, daß der Inhalt ganz auf sie wirkt.

9. „Durch herzlichen Antheil des Dichters an dem, was er sagt.“

Dies reizt zu gleicher Theilnehmung. Wer kennt die Folgen der Theilnehmung nicht?

Dies ist es, wodurch die Darstellung hervorgebracht wird.

Wenn der Dichter die Sache besser gedacht hat, als er sie sagt; so hilft ihm dies bessere Denken zu nichts. Denn auf die Zuhörer wirkt nur das, was gesagt wird. Wenn er sie durch Darstellung täuschen will: so muß er reden; und nicht lassen, oder stammeln.

Hier kommt vornämlich zweyerley in Betrachtung:

Der genau gefasste Bedeutungsumfang der Worte: und die sorgfältige Wahl der edlen.

Zwischen einem eben nicht unedlen Worte, und einem guten ist schon ein großer Unterschied; aber welcher Abstand ist zwischen den unedlen, und den edlen. Die Stiechen, die Griechen, wenn wir sie anders verstehn!

W e r t h. Nicht auch die Römer?

S e l m. Auch sie.

M i n n a. Und die Engländer?

S e l m. Die Täuschung ist eine so zarte Blume, daß sie von jedem zu fühlen Lustchen hinwelkt. Ein solches Lustchen ist z. B. jedes unedle, unschickliche, oder auch nur übelgestellte Wort.

Der Wohlklang, und noch mehr das bedeutende Sylbenmaß, diese *ψοxαι φωνητικαί*, (beseelte Töne, Minna) haben viel Ausdruck; wenn sie zu dem Inhalte passen: und unterbrechen die Täuschung; wenn sie nicht dazu passen. Auch hier kann so manches welkmachende Lustchen leicht zum Wehen kommen.

Der Dichter kann diejenigen Empfindungen, für welche die Sprache keine Worte hat, oder vielmehr nur (ich sage dies in Beziehung auf den Reichthum unserer Sprache) die Nebenausbildungen solcher Empfindungen, er kann sie, durch die Stärke und die Stellung der völlig ausgedrückten ähnlichen, mit ausdrücken.

W e r t h. Oder auch wohl nur darauf deuten.

S e l m. Freylich, wenn die ähnlichen nicht stark

genung sind, und nicht an der rechten Stelle stehn; wenn beides nicht so beschaffen ist, daß es das Feuer in der Seele weiter ausbreitet.

Mich dünkt, daß auch das Sylbenmaß hier und da etwas mitausdrücken könne. Überhaupt wandelt das Wortlose in einem guten Gedicht umher, wie in Homers Schlachten die nur von wenigen gesehenen Götter.

Von der Darstellung scherzhafter Gegenstände (meine Sätze berühren nur wenig davon, und sie hat viel feinere Regeln, als ausgeübt werden) merk ich in Vorbeygehn an, daß sie ihre Eindrücke bloß auf die Einbildungskraft macht. Die Darstellung des Ernsthaften macht die übrigen auf die ganze bewegte Seele.

Wenn man Handlung, Leidenschaft und sittliche Schönheit jede besonders betrachtet; (im Gedichte sind sie beisammen, und wirken zugleich) so wird, nach dieser Art die Sache anzusehn, die durch die ersten schon bewegte Seele durch die letzte nur noch mehr bewegt. Aber dieses Mehr ist von großer Bedeutung, weil schon so Vieles da ist. Es trägt nicht wenig dazu bey, daß die Geliebte aufhört marmorn zu seyn, und lebendig wird.

Nur noch zwey Bemerkungen; und alles, was Begründetes und Anwendbares zu sagen war, ist gesagt.

1. Auch die beste Darstellung in diesem und jenem Theile eines Gedichts verliert etwas, manchmal nicht wenig von ihrem Eindrücke, wenn das Ganze nicht durch

Wahrscheinlichkeit, Ebenmaß, Absteigendes, gehaltenen Hauptton, und Zwecke, die auch Zwecke sind, ein schönes Ganzes ist. Ein solches Ganzes stimmt die Seele für die Wirkungen des dargestellten Einzelnen, und erhält sie in dieser Stimmung.

2. Wenn der Dichter, die Wagschale in der Hand, und mit reinem Gefühle des Eindrucks, den er hervorbringen will, von dem Angeführten immer so viel, und dieß, in so genauen Abstufungen, vereint, als der jedesmaligen Beschaffenheit der Gegenstände gemäß ist; so erhebt er seine Darstellung bis zum Vollendeten. Allein je näher er diesem, oder dem völlig richtigen Umrisse der Darstellung, gekommen ist, und eben dadurch zu größern Forderungen berechtigt hat, desto lebhafter fällt auch dem Zuhörer ein wenig Unerreichtes, oder gar Verfehltes auf. Gute Richter sind gelinder: allein hier wissen sie nichts von Gelindigkeit. Denn nun verlohnt es sich ihnen der Mühe streng zu seyn. Eben so verfahren sie, wenn sie einen Sänger hören, der bis zum höchsten Ausdrucke der Leidenschaft gestiegen war; aber nun der so getrigten Erwartung einmal nicht völlig genung thut, oder den wahren leidenschaftlichen Ton auch nur um Einen Hauch verfehlt.

Nur müssen sich die nicht unter die Beurtheiler drängen, und über jenen Umriß mitsprechen wollen, vor denen es überhaupt dämmert. Denn was haben sie mit dem Vollendeten zu schaffen?

II.

Von der Sprache der Poesie.

Aus dem Nordischen Aufseher 1. Bd. 26. St.

III

Der Herr Schatzmeister der Reichs-

kanzlei zu Berlin, den 1. März 1871.

—

Die Sprache meines zweyten Vaterlandes, und diejenige, in welcher ich schreibe, haben so viel Ähnliches mit einander, daß ich mir schmeichle, folgende Anmerkungen werden denen nicht misfallen, welche die deutsche Sprache lieben, wenn sie gleich ihre mütterliche noch mehr lieben. Vielleicht theile ich ihnen auch über den Ausdruck der dänischen einige Gedanken mit, wenn ich mit ihren Eigenschaften noch bekannter geworden bin.

Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man in vielen Büchern wiederholt hat, daß bey allen Nationen, die sich durch die schönen Wissenschaften hervorgethan haben, die Poesie eher als die Prosa zu einer gewissen Höhe gestiegen sey. Soviel ist unterdeß gewiß, daß keine Nation weder in der Prosa noch in der Poesie vortreflich geworden ist, die ihre poetische Sprache

nicht sehr merklich von der prosaischen unterschieden hätte.

Die Griechen, und wer wird ihnen den vollkommensten poetischen Ausdruck absprechen? unterschieden diesen von dem prosaischen nicht allein auf alle Arten, auf welche es Nationen von Geschmack immer gethan haben; sie gingen noch weiter, und thaten es selbst durch den veränderten Klang der Wörter. Eben das Wort, das auch in Prosa gebräuchlich war, wurde, durch eine Sylbe mehr oder weniger, durch Hinzufügung, Wegnehmung, oder Veränderung eines Buchstabens, zum poetischen Worte gemacht.

Die Römer ahmten den Griechen zwar in dieser letzten Unterscheidung der Prosa und der Poesie nur selten nach; aber wie sehr ist gleichwohl der Ausdruck des Cicero und des Virgil unterschieden?

Nach der langen Barborey sind die schönen Wissenschaften zuerst nach Italien gekommen. Wer weiß nicht, daß die italienische Sprache, diese älteste Tochter der römischen, auf die meisten Vorrechte ihrer Mutter Anspruch macht? Sie hat eine nicht geringe Anzahl Wörter, die der Poesie allein gewidmet sind. Der Vers berechtigt sie, den Klang der Wörter zu verändern; und sie ist ungemein biegsam, jeder Wendung eines poetischen Gedankens zu folgen.

Die Franzosen, welche die Prosa der Gesellschaften, und was derselben nahe kömmt, mit der meisten Feinheit und vielleicht am besten in Europa schreiben, haben ihre poetische Sprache unter allen am wenigsten von der prosaischen unterschieden. Einige von ihren Genies haben selbst über diese Fesseln geklagt, die sich die Nation von ihren Grammaticis und von ihren Pétits-maitres hat anlegen lassen. Unterdeß würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, daß ihre Poesie gar nicht von ihrer Prosa unterschieden wäre. Sie ist dieß bisweilen sehr, und wenn sie es nicht ist; so haben wir wenigstens das Vergnügen, da, wo wir bey ihnen den poetischen Ausdruck vermissen, schöne Prosa zu finden: ein Vergnügen, das uns diejenigen unter den Deutschen selten machen, welche an die wesentliche Verschiedenheit der poetischen und der prosaischen Sprache so wenig zu denken scheinen.

Ich würde den poetischen Ausdruck der Engländer für den stärksten und für denjenigen halten, der sich, den griechischen und römischen ausgenommen, am meisten von der Prosa unterscheidet; wenn sie nicht so viele fremde Wörter, und mit ihnen alle Nebengriffe derselben in ihre Sprache aufgenommen hätten. Diese Nebengriffe bey den aufgenommenen Wörtern zu denken, ist mindstens denen unter den Engländern und Fremden unvermeidlich, welche die Sprachen kennen, aus denen

iene Wörter entlehnt sind. Ich gebe zu, daß die englische Sprache gleichwohl auch viel Eignes habe, und ich rechne unter dieß Eigne selbst den neuen Schwung, den sie den ausländischen Wörtern manchmal zu geben gewußt hat; allein man wird, auf der andern Seite, auch nicht leugnen können, daß ihr neuer, fühner und glücklicher poetischer Ausdruck, den Nebenbegriffen der aufgenommenen oft sehr prosaischen Wörter, nicht selten unterliege.

Es ist schon lange her, daß L u t h e r die Deutschen durch die Art, auf welche er die poetischen Schriften der Bibel übersetzt hat, von dem Unterschiede der prosaischen und poetischen Sprache hätte überzeugen können. Aber sie haben von diesem großen Manne überhaupt weniger gelernt, als sie von ihm hätten lernen sollen. D y k hat sie nach ihm an jenen Unterschied von neuem erinnert; H a l l e r noch stärker: allein sie scheinen noch immer daran zu zweifeln.

Wenn man alle Stufen des prosaischen Ausdrucks hinauf gestiegen ist; so kommt man an die unterste des poetischen. Die höchste prosaische und die letzte poetische scheinen sich in einander zu verlieren. Es ist dem Redner, wenn er in seinem stärksten Feuer ist, nicht allein erlaubt; sondern er muß sich auch einige Schritte höher erheben, als er gewöhnlich soll. Auch der Poet darf, nachdem ihm die Personen, die er aufführt, oder

die Sachen, die er vorstellt, dazu Gelegenheit geben, sich ein wenig weiter herunterlassen, als es ihm überhaupt zu thun erlaubt ist. Allein niemals dürfen sie auf beyden Seiten zu weit gehn. Doch die Regeln, wie weit sie gehn, und nicht gehn sollen, gehören zu meiner Materie nicht.

Um dasjenige, was ich sagen werde, genauer zu bestimmen, muß ich gleich anfangs anmerken, daß ich von dem Unterschiede der Gedanken und Empfindungen nicht rede, die der prosaische Skribent, und derer, die der Poet vor andern ausdrücken soll. Wenn ich dieß thun wollte; so würde ich vor allen festsetzen: Daß es Gedanken und Empfindungen, oft nur einen gewissen Grad, eine Wendung, eine Art von Ausbildung derselben giebt, die allein in der Poesie; und andre, die nur in Prosa gebraucht werden müssen. Dieß weiter auszuführen, würde aus zwey Ursachen überflüssig seyn. Der gute Poet weiß es schon; und Leser von Geschmack finden Wahrheiten von dieser Art lieber in Gedichten selbst, als in Untersuchungen der Kritik. Ich werde daher nur von dem Ausdrücke dieser verschiedenen Gedanken und Empfindungen etwas wenigß sagen. Ich gebe zugleich zu, daß noch vieles, welches ich unberührt lasse, davon gesagt werden könne.

Wenn man den Gedanken hat; so wählt man das

Wort, welches ihn ausdrückt. Wenn wir das rechte Wort nicht wählen; so thun wir eben das, was derjenige thut, der durch eine Miene etwas sagen will, und dem die Miene misslingt. Es ist dem Zuschauer oder dem Leser unangenehm, daß sie uns entweder nicht genung verstanden, oder daß sie die vergebne Mühe bemerkt, mit der wir uns bestreben, uns zu erklären.

Die Poesie soll überhaupt vielseitigere, schönere und erhabnere Gedanken, als die Prosa, haben. Wenn wir sie ausdrücken wollen: so müssen wir Wörter wählen, die sie ganz ausdrücken. Hier finden wir gleich anfangs eine nicht geringe Anzahl, von denen wir gar keinen Gebrauch machen können. Sie haben in dem Munde des Volks allen ihren Nachdruck verloren, oder sie haben niemals einigen gehabt. Die Sprache hat also für den Poeten weniger Wörter, und dieß ist der erste Unterschied der Poesie und der Prosa. Wir finden ferner viele Wörter, die zwar, in dieser oder jener Art der Poesie, noch edel genung wären, die es aber für die Art, in der wir arbeiten, nicht sind; ein neuer Unterschied, mindestens für diejenigen, die in jener Art der Poesie schreiben. Wie werden wir diesen Mangel ersezen? Denn wir haben nun wirklich eine ärmere Sprache. Noch eine Anmerkung; so ist sie es noch mehr. Gewisse Wörter sind zwar edel genung; aber wir kön-

nen sie, wegen ihres übelklangs, oder auch wegen des Sylbenmaßes, das wir gewählt haben, nicht brauchen.

Die edlen und für die Poesie vorzüglich brauchbaren Wörter sind, fürs erste, diejenigen, die keine niedrigen, oder lächerlichen Nebenbegriffe veranlassen. Der Richter von der Niedrigkeit, oder dem Lächerlichen der Nebenbegriffe ist allein der Geschmack. Die Franzosen finden vieles lächerlich, das es nicht ist. Wir treffen hier den rechten Punkt, wenn wir ihnen, in einer gewissen Entfernung, folgen.

Ferner sind für die Poesie vorzüglich brauchbare Wörter, die wirklich etwas sagen, und nicht nur zu sagen scheinen. Mich deucht, die Deutschen können bei dieser Untersuchung nie zu sorgfältig seyn. Ihre Sprache hat wirklich noch eine nicht geringe Anzahl von Wörtern dieser Art.

Es ist nicht nöthig zu sagen, daß Wörter von ausgemachter Stärke unter die für die Poesie brauchbarsten gehören; allein es möchte vielleicht nicht überflüssig seyn, die Deutschen zu erinnern, daß diejenigen Wörter, die mit Geschmack zusammengesetzt sind, unter die von ausgemachter Stärke zu zählen sind. Es ist der Natur ihrer Sprache gemäß, sie zu brauchen. Sie sagen sogar im gemeinen Leben: Ein gottessvergessener Mensch. Warum sollten sie also den Griechen

hierinnen nicht nachahmen, da ihnen ihre Vorfahren schon lange die Erlaubniß dazu gegeben haben?

Der poetische Ausdruck soll sich nicht immer, besonders in gewissen Dichtarten, durch die Stärke unterscheiden; er kann dieß auch oft, nachdem ihn der Gedanke dazu veranlaßt, durch angenehme und sanfte Wörter thun. Unterdeß verdient keine von Horazens Anmerkungen öfter wiederholt zu werden, als diese: Ihr sucht angenehm zu seyn; und ihr seyd ohne Nerven, ohne Seele!

Die deutsche Sprache, die nun anfängt gebildet zu werden, hat noch neue Wörter nöthig. Ich rechne unter die neuen auch einige wenige veraltete, die sie zurücknehmen sollte. Aber, durch die Neuheit an sich selbst erhält ein Wort keine Vorzüge. Außerdem, daß sein Schicksal sehr von der ungezwungenen Ableitung oder Zusammensetzung abhängt; so befördert, oder hindert auch seine Aufnahme die Güte oder Unbrauchbarkeit des Stammworts, von welchem es entstanden ist. Sogar eine zu nahe Verwandtschaft mit einem andern Worte von niedriger Bedeutung, kann dem neuen Worte schaden. Simmeling hätte man nicht wagen sollen, weil dem Leser Simmeln dabey einfallen könnte. Wenn ein Deutscher aus einem Alten einen Ausdruck, der ein Bild zeigt, bloß übersetzt und dazu in seiner

Sprache ein eben so edles Wort wählt, als Virgil, oder Homer in der seinigen gebraucht hatte; so kann derjenige, der ihn mit Recht tadeln will, nur Folgendes anführen. Ihm misfällt entweder das Bild selbst; oder er tadelt den Dichter, daß es sich in seine Stelle nicht so gut schickt. Ist keine von beyden seine Ursache; so ist er verdrüsslich darüber geworden, daß *fusus* im Deutschen *hingegossen* heißt. Außer den bisher angeführten Eigenschaften guter Wörter, sie seyen neu, oder schon aufgenommen, kommt es noch sehr, wenn sie gut bleiben sollen, auf die Stelle an, wo sie stehn. Sie sind dem Gedanken, den sie ausdrücken sollen, alsbenn erst angemessen, wenn sie an der rechten Stelle stehn. Der Leser macht besonders hier eine beständige, zwar sehr schnell gedachte, aber dennoch genaue Vergleichung zwischen dem Gedanken und dem Worte. Er fühlt's, was wir haben sagen wollen, was wir gesagt, und was wir nicht gesagt haben.

Die Anmerkungen, die ich bisher über die Güte der Wörter gemacht habe, gelten zwar größtentheils auch von der Prosa; allein es ist die Pflicht des Dichters, sie mit noch genauerer Sorgfalt zu beobachten.

Wenn er mit der Wahl der Wörter glücklich gewesen ist; so erhebt er sich auch, durch die veränderte Ordnung derselben, über die Poesie. Nur selten sind

die Leidenschaften, welche die Prosa ausdrückt, so lebhaft, daß sie eine nothwendige Veränderung der eingeführten Wortfügung erfordern. Die Poesie erfordert dieselbe oft. Denn die Abschilderung der Leidenschaften ist dasjenige, was in einem guten Gedichte herrschen soll. Die Regel der zu verändernden Wortfügung ist die: Wir müssen die Gegenstände, die in einer Vorstellung am meisten rühren, zuerst zeigen. Die Stellen, wo in dem Gedichte die Einbildungskraft herrscht, sollen ein gewisses Feuer haben, das sich der Leidenschaft nähert; eine neue Ursache, die Wörter anders, als nach der gewöhnlichen Ordnung der Prosa, zusammen zu setzen. Doch dürfen wir's hier nicht mit gleicher Kühnheit thun. Eine fast unmerkliche Veränderung der Wortfügung möchte auch denen Stellen manchmal angemessen seyn, wo wir zwar vornämlich beschäftigt sind, den Verstand zu unterhalten, aber uns auch erinnern, daß wir es als Poeten thun müssen. Bisweilen darf uns sogar der dadurch zu erreichende Wohlklang veranlassen, die Wörter zu versetzen. Ich meine nicht, daß es geschehen soll, den Vers bloß zu machen; sondern ihm durch diese Hülfe eine gewisse glückliche Wendung zu geben.

Aber nicht allein die Wahl guter Wörter und die geänderte Verbindung derselben unterscheiden den poeti-

ſchen Perioden von dem profaiſchen. Es ſind noch verſchiedne von denen anſcheinenden Kleinigkeiten zu beobachten, durch welche Virgil vorzüglich geworden iſt, was er iſt.

Ich nehme an, daß die Wörter der Perioden und die Ordnung derſelben, der Handlung, die der Periode ausdrücken ſoll, gemäß ſind. Aber gleichwohl gefällt er noch nicht genug. Hier iſt eine Redensart, wo nur ein Wort ſeyn ſollte. Und nichts tödtet die Handlung mehr, als gewiſſe Begriffe in Redensarten ausdehnen. Es kann auch bisweilen das Gegentheil ſeyn. Hier ſollte eine glückliche Redensart ſtehen. Der Gedanke erfordert dieſe Ausbildung. Dort ſind die Partikeln langweilig, welche die Glieder der Perioden faſt unmerklich verbinden ſollten. Sie ſind's unter andern, wenn ſie zu viel Sylben haben. Eint dem ungeachtet, könnte die ſchönſte Stelle verderben. Sie ſind's ferner, wenn ſie da geſetzt werden, wo ſie, ohne daß die Deutlichkeit, oder der Nachdruck darunter litte, wegbleiben konnten. Das doch, mit dem man wünſcht, gehört vornämlich hierher. In einer andern Stelle ſtand die Interjection nicht, wo ſie ſtehen ſollte. Das Ach ſing den Perioden an; und es hätte glücklicher vor den Wörtern geſtanden, welche die Leidenschaften am meiſten ausdrücken. Ein andermal hat der Verfaſſer nicht gemußt, von welcher

Kürze, und von welcher Stärke das Participium gewesen seyn würde. Darauf hat er es wieder gesetzt, wo es nicht hingehörte.

Wenn in den poetischen Perioden zu diesen Fehlern noch die beyden größern kommen, daß die Hauptwörter theils nicht grt gewählt, theils nicht nach der Natur der Handlung geordnet sind, so haben wir eine Statue, die weder Bildung noch Stellung hat. Alles ist kraftlos und ohne Charakter. Die eine Hand ist zu groß; der eine Fuß zu breit. Die Gelenke sind geschwollen. Sie hat nichts Fleischiges, kein Leben. Gleichwohl sehen wir, daß der Hauptgedanke des Künstlers gut war. Aber er ist unter dem Ausdrücke erlegen. Die besten Gedanken sind in der Gefahr, auf diese Art verdorben zu werden.

In vielen poetischen Schriften, welche die Deutschen noch nicht zu lesen aufhören, sind diese Fehler bey nahe gar nicht vermieden worden. Es sind nur wenige, in welchen man nach den Grundsätzen, davon ich einige angeführt habe, gearbeitet hat. Allein diese wenigen haben die Sprache noch nicht völlig so bilden können, wie sie, nach ihrer Natur, gebildet werden sollte. Die Mittel, die zu diesem Zwecke näher führen könnten, scheinen mir folgende zu seyn. Die deutsche

Sprache ist reich; allein sie hat nicht selten einen unnützen überfluß. Sie kann nicht zu streng in der Enthaltung von solchen Wörtern und Redensarten seyn, die, wenn man es genau untersuchte, nicht einmal in Prosa geduldet werden sollten. Wenn man diese Wörter wegnimmt, so ist die Sprache dadurch zwar noch nicht arm geworden; aber es würde doch gut seyn, jenen sehr entbehrlichen überfluß durch einen wahren Reichthum zu ersetzen. Ich meine gar nicht, daß sich jeder, dem es nur einfällt, in diese Ersetzung mischen solle. Selbst die wenigen guten Skribenten sollten es mit der behutsamsten Sorgfalt und Beurtheilung thun. Auf die feurige Stunde der Ausarbeitung muß, besonders auch in Absicht auf den Ausdruck, die Fälschere der Verbesserung folgen. Und nie darf diese ihren Rechten etwas vergeben.

Der deutsche Poet, der zu unsern Zeiten schreibt, findet eine Sprache, die männlich, gedankenvoll, oft kurz, und selbst nicht ohne die Reize derjenigen Annehmlichkeit ist, die einen fruchtbaren Boden schmückt, wenn sie mit sparsamer Überlegung vertheilt wird; und die, wenn man sie zu sehr verschwendet, in Blumenbeet aus einer schönen Gegend macht. Sie kann gleichwohl, wie mich beucht, auf zwei Arten noch weiter ausgebildet werden. Die eine ist: Ihre Skribenten

richten sich nach der Wendung, die sie einmal genommen hat. Sie gehen auf dem Wege fort, den Luther, Ditz und Haller (ich nenne diese großen Männer nicht ohne Ursache noch einmal) zuerst betreten haben. Die andere Art ist: Sie ahmen der griechischen Sprache, der römischen und einigen unserer Nachbarn nach: jenen, weil sie durch Meister gebildet worden sind, deren Werke in allen Jahrhunderten Muster bleiben werden; und diesen, in so fern sie theils von jenen ersten Mustern gelernt haben, theils eigene Schönheiten besitzen. Der glückliche Maler, der seine eigne Colorit hat, die ihn nachahmungswürdig macht, wird sich nicht schämen, von andern großen Meistern zu lernen, ob er sich gleich sehr dabei hüten wird, dasjenige, was er entlehnt, auf eine Art anzubringen, die seiner eignen nicht angemessen wäre. Die Römer ahmten den Griechen auf diese Art nach. Und vielleicht hat die deutsche Sprache noch mehr Verwandtschaft mit der griechischen, als die römische mit ihr hatte. Wie glücklich die Engländer und Italiener in der Nachahmung jener beiden Sprachen oft gewesen sind, weiß jeder, der sie gelesen hat. Daß Ronsard es nicht war, daran ist weder Sommers und Virgils, noch Corneilles Sprache Schuld.

Die Gränzen dieser Nachahmung können viel be-

stimmter bey dieser und jener Stelle gezeigt, als durch allgemeine Regeln festgesetzt werden. Ich werde mich nur auf eine Untersuchung einlassen.

Jede Sprache hat ihre Idiotismos. Man nimmt öfters Ausdrücke für Idiotismos an, die es zwar in so fern sind, daß sie wirklich in einer Sprache so oft vorkommen, daß sie ihr allein eigen zu seyn scheinen; die aber gleichwohl keine grammatischen Idiotismi sind. Ich habe oft gefunden, daß man wider die Übersetzung eines solchen Idiotismi am Ende nichts mehr sagen konnte, als daß man diesen Gedanken in dieser Sprache nicht denken wollte. Welches besonders deswegen lächerlich war, weil man zugegeben hatte, daß er in der andern Sprache schön wäre.

Die Römer gingen so weit, daß sie auch die grammatischen Idiotismos der Griechen nachahmten. Meine Meinung ist nicht, daß die Deutschen dieses auch thun sollen; (ob ich gleich nicht zu viel zu wagen glaube, wenn ich die sparsame Nachahmung einiger Wortfügungen ausnehme) ich meine nur, daß sie sich das Geschrey derjenigen, welche die platte Sprache des Volkes allein für gut deutsch zu halten scheinen, nicht abhalten lassen sollen, den Griechen und Römern in ihren glücklichen Ausdrücken der Poesie nachzuahmen. Viele von diesen Ausdrücken könnten zwar auch, weil

sie oft von ihnen gebraucht werden, Idiotismi heißen; sie sind aber vielmehr, auf der Seite des poetischen Ausdruckes überhaupt, anzusehn, und dieß so sehr, daß dabey gar nicht mehr die Frage von der Grammatik irgend einer Sprache ist, sondern von den Regeln desjenigen poetischen Ausdruckes, der in jede gebildete Sprache aufgenommen zu werden verdiente.

Wenn man die hebräische Sprache allein als eine morgenländische ansehen wollte; so würde man leicht darauf verfallen können, die Nachahmung derselben, wegen des großen Unterschieds der abendländischen und der morgenländischen Sprachen, schlechterdings zu verwerfen. Allein man hört mit Recht auf, sie bloß in diesem Gesichtspunkte anzusehen, wenn man anmerkt, daß die Verfasser des alten Testaments (ich betrachte hier ihre Werke bloß als menschliche) das übertriebene der morgenländischen Sprachen, ohne ihrem Feuer und ihren glücklichen Kühnheiten etwas zu vergeben, vermieden haben; daß wir, mit ihrer Art sich auszudrücken, schon vertraut geworden sind; und daß sie uns Begriffe sagen lehren, die für uns so wichtig sind, und von welchen wir fast keine Spur in den heidnischen Stribenten finden. Diese Umstände zusammengekommen machen den poetischen Ausdruck des alten Testaments besonders denen, die heilige Gedichte schreiben,

zu einer reichen Quelle der Nachahmung, die ihnen dann am besten gelingen wird, wenn sie dem morgenländischen Ausdrucke, wo er am kühnsten ist, in einer gewissen Entfernung zu folgen wissen.

Gebildete Sprachen haben vieles mit einander gemein, und vieles, das sie von einander unterscheidet. Ich will nur etwas von dem, das einige nachahmungswürdige Sprachen von einander unterscheidet, anführen. Die feurige bildervolle Kürze der hebräischen Sprache; die Fülle und die angemessnen feinen Bestimmungen der griechischen; den Anstand, die Würde und den hohen Ton der römischen; die Stärke und die Kühnheit der englischen; die Biegsamkeit und die Annehmlichkeit der italienischen; und die Lebhaftigkeit und sorgfältige Richtigkeit der französischen, wird die männliche und ungekünstelte deutsche Sprache desto glücklicher erreichen, je freyer die Art und je reifer die Wahl seyn werden, womit sie nachahmen wird.

Es scheint mir, daß eine von ihren guten Eigenschaften eine gewisse Biegsamkeit sey, etwas von dem Tone andrer Sprachen anzunehmen. Derjenige würde mich falsch erklären, der glaubte, daß ich ihrem Originalcharakter hierdurch etwas vergeben wollte. Sie könnte vielleicht mehr geben, als sie nimmt. Sie ist, wie die Nation, die sie spricht. Sie denkt selbst, und

bringt die Gedanken andrer zur Reife. Man wird mir also die Gerechtigkeit widerfahren lassen, und von mir glauben, daß, wenn ich wünsche, daß sie einige angenehme, oder stark gezeichnete Züge der Alten und Ausländer entlehnen möge, um sich vollends zu bilden, daß ich weit entfernt bin, mich dadurch für diejenige slavische Nachahmung zu erklären, welche die Hälfte Deutschlands angesteckt zu haben scheint, und die es noch dahin bringen kann, daß die Ausländer glauben werden, die Deutschen am richtigsten von andern Nationen zu unterscheiden, wenn sie dieselben Nachahmer nennen.

III.

G e d a n k e n

über

die Natur der Poesie.

Aus dem Nordischen Aufseher 2. Bd. 105. St.

Es sind so Wenige, die sich einen rechten Begriff von dem machen, was eigentlich die Poesie ist, daß ich glaube, daß es für die Meisten von ihren Liebhabern nicht überflüssig seyn wird, folgende zerstreute Gedanken darüber zu lesen. Ich habe bey weitem nicht alles darüber, und ich habe dieß wenige auf keine Art systematisch sagen wollen, um sie durch die Idee einer langen Abhandlung nicht abzuschrecken.

Man hat viele überflüssige Regeln der Poesie gegeben, und bis zum Ekel wiederholt. Man hat viele von den nothwendigsten noch nicht gegeben. Wenn man eine vollständige Poetik, ohne sie durch Beispiele praktisch zu machen, schreiben wollte: so hätte man nur wenig Blätter dazu nöthig, und man würde gleichwohl noch viel Neues sagen können.

In einer Poetik vom Epigramma handeln, wäre eben das, als wenn man in einer Rhetorik von Bonmots handeln wollte; obgleich ein Bonmot bisweilen mehr als eine ganze lange Rede werth seyn kann.

Das Wesen der Poesie besteht darin, daß sie, durch die Hülfe der Sprache, eine gewisse Anzahl von Gegenständen, die wir kennen, oder deren Daseyn wir vermuthen, von einer Seite zeigt, welche die vornehmsten Kräfte unserer Seele in einem so hohen Grade beschäftigt, daß eine auf die andere wirkt, und dadurch die ganze Seele in Bewegung setzt.

Wenn man mir einwirft, daß dieß eine Definition der höhern Poesie sey; so antworte ich, daß die angenehme Poesie vieles von diesem allen thun müsse, wenn sie nicht den Namen einer versificirten Prosa verbienen will.

Ich sage: Eine gewisse Anzahl von Gegenständen. Weil es einige giebt, die, für die Poesie, in jedem Gesichtspunkte betrachtet, unbrauchbar sind. Unterdeß da einige bloß durch den Gesichtspunkt, in dem sie von den Meisten angesehen werden, ihre Wirkung verloren haben; so kann sie der Poet oft in einem bessern zeigen. Nur ein verzärtelter Geschmack liebt diese Wiederherstellung nicht.

Deren Daseyn wir vermuthen. Wenn man der Poesie engere Gränzen setzen wollte; so müßte man ihr keine Erdichtungen erlauben.

Von einer Seite zeigt. Nicht wenige Objekte haben, so gar nur Einen Gesichtspunkt, in welchem sie die Poesie zeigen darf.

Beschäftigt. Die tiefsten Geheimnisse der Poesie liegen in der Action, in welche sie unsre Seele setzt. überhaupt ist uns Action zu unserm Vergnügen wesentlich. Gemeine Dichter wollen, daß wir mit ihnen ein Pflanzenleben führen sollen.

Batteux hat nach Aristoteles das Wesen der Poesie mit den scheinbarsten Gründen in der Nachahmung gesetzt. Aber wer thut, was Horaz sagt: „Wenn du willst, daß ich weinen soll; so mußt du selbst betrübt gewesen seyn!“ ahmt der bloß nach? Nur alsdann hat er bloß nachgeahmt, wenn ich nicht weinen werde. Er ist an der Stelle desjenigen gewesen, der gelitten hat. Er hat selbst gelitten. Wenn mein Freund bey nahe eben das empfindet, was ich empfinde, weil ich meine Geliebte verloren habe; und diesen Antheil an meiner Traurigkeit andern erzählt: ahmt er nach? Von dem Poeten hier weiter nichts als Nachahmung fordern, heißt ihn in einen Acteur verwandeln, der sich vergebens als einen Acteur anstellt. Und vollends der, der seinen eignen Schmerz beschreibt! der ahmt also sich selbst nach?

Wenn der Ausdruck dem Gedanken eben so angemessen ist, als der Gedanke dem Gegenstande, und dieser nicht allein gut gewählt, sondern auch in einem vorzüglich fallenden Gesichtspunkte angesehen worden ist; so hat der Dichter allen Forderungen, die man ihm thun kann, genug gethan.

Der Gegenstand ist gut gewählt, wenn er gewisse durch die Erfahrung bestätigte starke Wirkungen auf unsere Seele hat.

Er wird in einem vorzüglich gefallenden Gesichtspunkte angesehen, wenn dieser die vorher angeführte Wirkung mehr als die andern hervorbringt, in welchem der Gegenstand auch angesehen werden könnte.

Der Gedanke ist dem Gegenstande angemessen, wenn es scheint, als ob man keinen bessern dabei haben könnte; wenn er nicht da bloß Betrachtung bleibt, wo er Leidenschaft hätte werden sollen; wenn er überhaupt ein so genaues Verhältniß zu dem Gegenstande hat, als das Verhältniß zwischen Ursach und Wirkung ist.

Der Ausdruck ist dem Gedanken angemessen, wenn er dem Leser besonders dadurch gefällt, daß er völlig bestimmt sagt, was wir haben sagen wollen. Er ist ein Schatten, der sich mit dem Baume bewegt.

Es giebt eine Anordnung des Plans eines Gedichts, die einem Gebäude gleicht; und sie sollte einer schönen Gegend gleichen. Der Poet ist kein Baumeister; er ist ein Maler. Ich nenne ihn hier in einem andern Verstande einen Maler, als man diesen Ausdruck gewöhnlich nimmt. Ich rede von ihm, als von dem Zeichner seines Grundrisses. Wie wenig Kunst gehört dazu, eine gewisse Symmetrie gerader Linien zu machen.

Durch die Zusammensetzung krummer Linien Schönheit hervorzubringen, erfordert eine andere Meisterhand.

Man sagt, daß die Epopöe alle Schönheiten der Poesie vereinige. Es wäre also überflüssig, von ihr insbesondre zu reden, wenn man eine Poetik schriebe. Mich deucht, jener Satz ist nur alsdann wahr, wenn man ihn auf die Schönheiten der höhern Poesie, einschränkt; und ferner den Hauptton bestimmt, der die Epopöe von den übrigen Arten der höhern Poesie unterscheidet.

Den Sieger schützten die Götter; die Überwundenen Cato!

Ist das erhabenste Epigramma, das man machen kann. Es müßte „Cato und die Götter“ darüber stehn. Man könnte eine nicht zu kleine Sammlung Epigrammata aus der Henriade machen.

Die Materie und die Ausführung verhalten sich gegen einander, wie das Original, und das Porträt. Man erlaubt dem guten Maler gewisse kleine Abweichungen, gewisse feine Verschönerungen; aber man will erkennen, wer gemalt ist. Die besten neuern tragischen Dichter haben oft zwar Cabinetstücke, aber keine Porträts gemacht, wenn sie ihre Materie aus der alten Geschichte genommen haben.

Der Hauptton eines Gedichts besteht nicht allein in der Art und dem Grade der Schönheiten, die einer gewissen Dichtart vorzüglich eigen sind, sondern es kommt auch sehr darauf an, daß die gewählten Ob-

jetzte von Seiten gezeigt werden, die mit dieser Art und diesem Grade der Schönheiten harmoniren. Man nehme an, daß, in einem Gedichte vom Landleben, eine schöne Gegend beschrieben werde; und dann, daß ein lyrischer Dichter, in einem Lobe der Gottheit, sich mit einer ähnlichen Beschreibung beschäftige: werden sie nicht sehr verschieden seyn müssen? Jener muß fürs erste in dem Tone des Lehrgedichts schreiben, und dann seine Objekte in einem Gesichtspunkte betrachten, die den Eindruck einer sanften Freude auf uns machen. Der lyrische Dichter muß so wohl dadurch, daß er dem Tone der Ode gemäß singt, als auch dadurch, daß er die schöne Gegend, als ein Werk des Allmächtigen vorstellt, uns entzücken. Fast allen neuern Oden fehlt etwas von dem Haupttone, den die Ode haben soll. Ich gestehe zu, daß ich unrecht habe, wenn folgende Anmerkung falsch ist.

Horaz hat den Hauptton der Ode, ich sage nicht des Hymnus, durch die seinigen, bis auf jede seiner feinsten Wendungen, bestimmt. Er erschöpft alle Schönheiten, deren die Ode fähig ist. Man wird also den Werth einer Ode am besten ausmachen können, wenn man sich fragt: Würde Horaz diese Materie so ausgeführt haben? Aber man müßte ein wenig strengen Beantwortung dieser Frage seyn. Denn sonst bekommen wir zu viel Horaze unsrer Zeiten.

Ich erkläre mich hierdurch gar nicht gegen die Ansprüche, die besonders der lyrische Dichter auf einen Originalcharakter hat. Ich rede nur von der Biegsamkeit, mit der sich selbst ein Originalgenie dem Wesentlichen, was die lyrische Poesie fodert, unterwerfen muß. Und dieses Wesentliche, behaupte ich, hat Horaz, durch seine Muster, festgesetzt.

Es ist nichts gewöhnlicher, als daß man den Ausdruck mit dem Gedanken verwechselt. Man sagt: Es ist eben der Gedanke; es ist nur ein anderer Ausdruck. Und der Gedanke wird doch geändert, so bald der Ausdruck geändert wird. Dieser ist an sich selbst weiter nichts, als das Zeichen des Gedanken. Gleichwohl muß eine genaue Kenntniß aller Bestimmungen dieser Zeichen, die sie haben, und durch gewisse neue Stellungen haben können, zu erlangen, eine von den vornehmsten Beschäftigungen eines guten Dichters und eines Lesers seyn, der sich nicht zu viel schmeicheln will, wenn er seine Urtheile für entscheidend hält. Wenn eine Sprache gebildet ist; so ist eine vollständige Kenntniß derselben einer von den weitläufigsten Theilen der schönen Gelehrsamkeit.

Es kann niemand drey kurze Sylben hinter einander aussprechen, ohne auf eine gezwungne Art zu eilen.

Das *Esse videatur* des Cicero kann so, wie es gezeich-

net ist, nicht ausgesprochen werden. Entweder müßte man das *e in esse* beynähe gar nicht hören lassen, welches hart seyn würde; oder man muß auf das *vi* einen gewissen Ton legen, der es zu einer langen Sylbe macht. Es sind daher eigentlich nur sechs verschiedene Füße, auf deren guten Zusammensetzung die ganze Harmonie der Prosa und der Poesie beruht. Ich verstehe durch einen Fuß so viele Sylben, als das Ohr auf einmal mit einander vergleicht. Es vergleicht eine lange mit der andern langen, in dem es hört: Schüß-
geiſt. Es vergleicht die lange mit ihrer Hälfte der kurzen auf zweyerley Art, entweder so: *Gestalt*, oder so: *Freudig*; Es vergleicht die lange mit zwei kurzen und dieß auf dreyerley Art, als: ewige, oder: unerhört, oder auch: Geliebte. Diese letzte Art ist nicht so gut, als die übrigen fünf. Denn der Umstand, daß die lange Sylbe in der Mitte steht, macht, daß die Vergleichung dem Ohre etwas schwerer wird. Eine gewisse Reihe von Worten kann aus keinen andern, als den angeführten Füßen bestehen, wenn sie harmonisch seyn soll. Die Prosa ist deswegen nicht so wohlklingend als die Poesie, weil sie diese angeführten Worte nicht nach einer so feinen Regel der Harmonie ordnet, als die guten Versarten thun. Wenn sie nun aber vollends

zu viele kurze Sylben (und drey sind schon zu viel) hinter einander setzt; so macht sie dadurch einen besondern übelklang, daß man gezwungen ist, einige von diesen kurzen Sylben, als lange auszusprechen, und also dem Sylbenmaße eine Gewalt anzuthun, bey welchem die Harmonie immer verliert. Die deutsche Sprache hat zwar hier einigen Vortheil, weil sie viele gleichgültige Sylben hat, ich meine diejenigen, welche bald kurz bald lang gebraucht werden können; aber gleichwohl hilft dieser Umstand demjenigen nicht viel, der zu viele kurze Sylben häuft. Will man zum Exempel diese Worte:

- u u u u u u
Verkündige die unerhörte That

nach dem Sylbenmaße aussprechen; so wird man so sehr eilen müssen, daß man nicht verstanden werden kann. Man muß sie daher so aussprechen:

- u u - u u -
Verkündige die unerhörte That

— Aber wie wird hier das Ohr durch die Länge des *die* beleidigt.

Doch der Wohlklang entsteht nicht allein durch die Verbindung der langen und kurzen Sylben: es kommt auch sehr auf die Wahl harmonischer Wörter an. Eine gewisse Anzahl Wörter wird durch ihren übelklang unbrauchbar. Unterdeß muß man dieses auch nicht zu weit treiben. Die deutsche Sprache muß von Ohren,

die an sie gewöhnt sind, beurtheilt werden. Wenigstens müssen die Italiener, die zu viele Vokalen haben, nicht ihre Richter seyn. Wer sich auf die Aussprache versteht, kann das harte der vielen Consonanten, durch eine gewisse mäßigende Leisigkeit sanfter machen: ein Vortheil, den die Italiener in Absicht auf ihre zu vielen Vokalen nicht haben. Und wie wollen sie es machen der Weichlichkeit ihrer Aussprache, und die Franzosen der Flüchtigkeit, mit welcher sie sprechen, Consistenz und Nerven zu geben?

Ich irre mich entweder sehr, oder es ist mindestens ein sehr verzeihbares Vorurtheil, wenn ich dafür halte, daß die deutsche Sprache vor allen neuern Sprachen alsdann die größten Ansprüche auf die meisten Arten des Wohlklangs hat; wenn diejenigen, die sie schreiben, sorgfältig genug sind, gewisse unharmonische Wörter gar nicht zu brauchen, eine Sorgfalt, die so gar Homer und Virgil nöthig hatten.

IV.

Von der epischen Poesie.

Eine lateinische Rede, welche Klopstock im
Jahre 1745 bey seinem Abgange von
Schul-Pforta hielt.

Genau nach dem in Schul-Pforta be-
findlichen Originalmanuscript.

1. The first part of the paper is devoted to a discussion of the

results of the experiments carried out in the laboratory of the

author, which show that the proposed method is very effective

in the case of the most difficult problems of the theory of

the motion of a rigid body, and that it is also applicable to

the case of the motion of a system of rigid bodies.

— A. M. L. —

DECLAMATIO,
QUA
POETAS EPOPOEIAE AUCTORES,
RECENSET
FRIDERIC. GOTTLIEB KLOPSTOCK.

IN PROVINCIALI SCHOLA PORTENSI.
A. MDCCKLV. DIE XXI SEPT.

2000-01-01

1000-01-01

1000-01-01

1000-01-01

1000-01-01

1000-01-01

1000-01-01

RECTOR LYCEI PRAECELLENTISSIME,
VIRI, PRAENOBILISSIMI, SUMME ET PLURIMUM
REVERENDI, AMPLISSIMI, DOCTISSIMI, PATRES
AC PROFESSORES PROVINCIALIS SCHOLAE
PORTENSIS LONGE CELEBERRIMI
DEXTERRIMIQUE,

Commilitones aestimatissimi

Amici optimi exploratissimi.

Si quicquam ob amplitudinem suam et sublimitatem, humano ingenio dignum est existimandum; si, in augustam rerum seriem quicquam mentem introducit, atque ibi exspatiatam, immortalī voluptate perfundit: illud sane praecipua ac princeps naturae imitatrix, poesis est; sed illa poesis, quae tanquam ceterarum omnium artium regina, incedit, novoque res ordine ita componit, ut, pulcritudinis ubique naturalis ac perfectionis summae studiosa creatricis nomine, insigne esse videatur.

Facili igitur negotio, omnes mecum, Auditores, intelligitis, de ea, verba jam, ad vos, fieri poesi, quae tum demum satis, a vobis honoratur, quum vulgarem illam atque humilem, quae injustissime poeseos nomen affectat, despectui habetis; quae terminis circumscribi tunc poterit; si in vastissimo rerum creatarum theatro finem ullum mortalis homo invenerit; quae tandem qui maximus ejus est atque aeternus ho-

nor, ab ipso Deo ita profanis vulgi oculis est subducta et tam sublimi consecrata loco, ut dignam eam, qua se suamque majestatem, hominibus antea incognitam, magna ex parte relevaret, arbitratus fuerit. Non igitur vanam esse poeseos gloriam videtis, si ceteris artibus sublimior, divinitatis sibi cujusdam honorem tribuit. Non enim sua ipsius audacia aut temeritate admirandum hoc gloriae culmen conscendit; nec veneratione tantum hominum hoc in fastigio collocata cernitur; sed Deus ipse ita poesin honoravit, ut ponere illam hac in illustri ac divina luce voluerit. Is scilicet, quum nihil magis, quem creaverat, homini conveniens, nihil, quod excellentiori cum laetitia, delectaret illum pariter et moneret esse aptius, quam poesin, sapientissime videret: saepius hanc divinis illis vatibus inspiravit, quibus arduum ac sublime negotium dederat, ut, remoto velo, se atque adoranda religionis mysteria hominibus aperirent. Plures igitur et praecipui, inter illos, viri, qui Deum et unam ejus religionem divinitus humano generi videndam cognoscendamque, pleni spiritus sancti numine dederunt, poesi id duce et comite fecerunt, ac caeleste verum, tam ingenti eum pulcritudine ejus sub involucris atque inventionibus proposuerunt, ut convestitum ita ornatumque amabile prorsus hominibus atque exoptandum magnopere redderetur.

Ipsi haec omnia dudum, auditores, perspexistis,

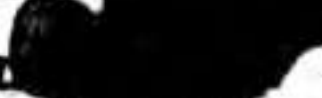
quippe qui caelestem divini numinis librum non solum tanquam perennem salutis nostrae fontem consideratis; sed ut perfectissimum etiam stili sublimis vereque divini exemplar admirati, in iis, ante omnia, hujus libri operibus, quae poetica sunt, excelsum dicendi genus, magnificentiamque, ad Deum ipsum, sancta cum audacia, exurgentem, suspiciendam esse existimatis.

Ita vero Moysem omnes, uti existimo, si quisquam alius, virum caelestissimum novistis. Fuitne ille tunc praesertim venerabilis, cum trajecto, per miraculum, mari rubro, Deum populi sui liberatorem poeta caneret? Audiitne illum tunc praecipue universus cum admiratione populus, quum caelo suo magis ac magis appropinquans, ultima vice coram illo publice adesset, Deique sui benefacta sacro hymno ignisque divini plenissimo repeteret? Immo ipsa futura aeternaque saecula Moysem tanquam poetam in primis venerantur. Verum enim vero, caelum erat et felicia ejus atria, ubi Joannes, testis ille revelationum prorsus admirandarum oculatus, propter crystallinum mare, novam Moysis cautionem audiebat. Sic qui eum sequuntur sacrarum litterarum scriptores, secundum illustre hujus exemplum, adsurgunt seseque ingenti prorsus vel pulcritudine vel majestate admirandos attonitis lectoribus praebent. Sic ingenti quadam et summa laetitia unusquisque adficitur, qui mentem magna sentiendi aptam a Deo nactus, amplissimum illum, qui narratione

Jobi, aperitur, campum ingreditur. Hic, uti mille
 miracula, augustamque rerum stupendarum seriem, ob
 oculos ponit: ita is praecipue, sacro quodam horrore,
 percelli debet, qui Deum, cum Jobo, ex tempestate,
 loquentem, audiens, tremenda ejus vestigia procul
 mirabundusque adorat. Jobo autem excellentior fere
 Davides est, qui, ut juvenis caeli genius, Deique ple-
 nus audacia canit, inaccessumque aliis futurorum sae-
 culorum theatrum multo illustre die contuetur. Hoc
 in spatio, uti soles, inter regnorum suorum sidera,
 magnifice procedunt, suus illi pariter et Dei filius tan-
 quam, homines inter, pulcerrimus apparet. Hunc,
 magnumque ejus patrem, caelesti ebrius gaudio, ca-
 nit, triumphoque aeternitatis et ipse orans interest.
 Dignus tanto patre filius, qui hominibus omnibus, ip-
 sisque aetatis suae vatibus sapientior censetur, divinus
 Salomo, Dei amorem, id est, excellentissimum, quod
 de illius numine cogitare mortalis homo potest, sub
 casti piique, qui inter homines est, amoris imagine,
 in sacra sua ecloga, tam mirifice tener amabilisque
 est meditatus, ut dubium sit, hujusne naturali pul-
 critudine et decore, an paterni cantus gravitate et
 magnificentia Dei gloria magis celebrata fuerit. Jam
 vero vatum, qui Salomonem sunt secuti, visiones, quae
 futurarum rerum statum adumbrantes illis fuerunt ob-
 jectae, et pleraeque omnes poeseos indutae, ornatae-
 que habitu apparuerunt, silentio hic praeteream, ut,

ad eum poeseos honorem, quo major praestantiorque nullo unquam tempore illi habebitur, eo celerius accedam. Aeternae scilicet restaurator salutis, ipse Dei filius, tam pulcrum, ad erudiendum, in caelesti doctrina, populum, poesin esse existimavit, ut omnes fere, quae sacro illius ab ore, profluxerunt futurae vitae praeceptiones, sapientibus fabulis, involutae, ab ipso, fuerint. Habes igitur, o sancta Poesis, cujus ope, magnae gloriaeque perenni splendore, radiare, et de contemptu humilium insipientiumque hominum, triumphare queas. Hac igitur illustrem luce circumfusamque poesin consideretis, a. si studium, quod, in illa, posui, meum dijudicare recte volueritis. Hoc in loco, collocatam suspiciatis, si, de veneratione, qua eos prosequor homines, qui artem tam sublimem excoluerunt digne, justam ferre sententiam, animus vobis fuerit. Ex qua ipsa re, intelligetis etiam, cur poetae potissimum sint, quorum in laudem verba, ad vos, facere constituerim. Hos scilicet, ob artis suae excellentiam et paene divinitatem, dignos semper sum arbitratus, quos magno, inter homines, studio colerem et venerarer. Sed audite quaeso, auditores, quam pauci rarique sint, quos ex veri nominis poetis, quorum item, meo quidem iudicio, non ita magnus est numerus, ut oratione illos celebrem, elegerim. Animus nempe meus, nobili perfectionis desiderio incensus inflammatusque semper, principes Poetas, qui nominis sui im-

mortalitate omne, post sese, aevum compleverunt, oratione celebrandos sibi sumsit. Ii vero ipsi sunt poetae epopoeiae scriptores. Quanta autem huic ipsi carmini, quod praecipui inter omnia poematis nomen per tot saecula obtinuit, pulcritudo et excellentia insit, ut rectius intelligatis, honoremque vatum, qui ejusmodi perfecerunt carmen, aestimare, ex eo facilius possitis, breviter exponam ea, quae ad describendam hujus carminis naturam facere potissimum videbuntur. Prima scilicet virtus atque eminentia, ex eo, elucet, quod illustrem sibi actionem, quae, nisi ad universum terrarum orbem, ad multos tamen maximosque ejus incolae, pertinet, canendam, aptisque et admirandis exornandam inventionibus, sibi eligit. Qua de re, mirum non est, quod, ubi tam ingens et magnifica materies adfuerit, poeseos pulcritudo omnis, in uno quasi et amplissimo theatro, comparare debeat. Haud igitur magnificentius superbiusque quam res postulat, locuturum me esse existimo; si simile epicum carmen terrae nostrae judico, caeteraque poemata omnia, cum singulis terrae hujus partibus, comparo. Terra enim ubi, quam late patet, considerata unoque velut adspecta intuitu fuerit, tum demum est, ob amicam partium omnium congruentiam, maxime admirabilis perfecteque pulchra; cum partes ejus in sese spectatae, quamvis et sua gaudeant praestantia, ingenti tamen intervallo, a toto terrarum orbe, excellentia, superantur.

Qua de re, quamvis nimis audax a quibusdam putetur, mihi justa tamen videtur esse comparatio, si poetam epici carminis effectorem, caelesti genio; ceteros vero vates, qui minora meditantur poemata, hominibus pares esse existimem. Is nempe, de excelsa caeli sede, uno intuitu omnem terram, oceanum superbius assurgentem, montes sedis suae verticibus appropinquantes, felicia rura, vario concinnoque ornata decore, simul , et, cum voluptate maxima, contemplatur  homines e contrario, aliam post aliam, terrae partem, ejusque ornamenta, novis semper circumscripti terminis, considerare cogantur. Ecce igitur vobis, auditores, epici carminis, quam late patet, amplitudinem, majestatem, perfectionemque! Ecce campum, in quo, maxima quaeque et excellentissima mens exspatiari, ingenique humani divinam paene vim ostendere postest. Nominabo igitur vobis grandes illos animos, qui humilium carminum contemtores, poema creare ausi fuerunt; cum veneratione, illos, sed sine laude, tam multorum enim saeculorum applausus jam ampla satis ipsis laus est, nominabo.

Quibus igitur non omnis veri honoris extincta prorsus sopitaque in pectoribus flamma est, qui, nobili incitati audacia et aemulatione, procul intueri tanta vestigia aliquando volunt, avide me et ardentem, non mei sed tantorum virorum causa, audiant; ceteri orationem tantum modo meam silentio amico dignen-

tur. Jam vero quis primas, ni tam excelso honoris fastigio, sedes tenet? quis, et antiquitate et eminentia, choro tam caelesti praesidet? Dicam; sed naturam prius omni sua decoratam et amabilem pulcritudine mentis ante oculos, vobis ponite. Ecce naturam, ingens ille poeta, tanquam amicissimam sororem, tam tenere amplectitur, ut vates Britannus, quum hunc ipsum utriusque amorem olim et ipse Virgilium vidisse diceret, ambo argute confunderet, simulque amaret: Natura erat Homerus, et Homerus natura. Homerus igitur illud est ingens et dives ingenium, quod, natura adiutrice, summam poeseos perfectionem complectens animo, epopoeiam non invenit solum, sed ipsam etiam, secundum hoc pulcerrimum exemplar, felicissime confecit. Haec igitur illa Homeri est excellentia, haec tam multis adhuc poetis inaccessa magnitudo, quam, ordine tam longo, post eum saecula, vel perspicacissimo quoquam poeseos iudice applaudente, venerata sunt. Justo fortasse magnificentius loqui quibusdam videor, sed illi ipsi sunt, qui nunquam Homerum, uti meretur, id est, perspecta totius operis, uno intuitu, amplitudine, legerunt. Sic Aristoteles olim, in dijudicanda poesi acutissimus, Homerum legit, sic legat unusquisque illum necesse est, qui omnem ejus perspicere pulcritudinem cupit. Totus ille simplex et naturalis majestas est, nunquam dormitat; lectores inter legendum, cum Popio

loquor *), somniant. Ille igitur solus postquam imitatus naturam erat, quem Virgilius imitaretur, dignus fuit. Nulla enim alia in re Homero impar Maro, quam imitatione, tale composuit poema, ut, si eo careat Augusteum aevum, et magnifica, eo praesertim tempore, Roma, praecipuo quodam splendore orbata conspiciatur. Augustus scilicet imperabat terrarum orbi; ut pie justeque imperaret, Aeneae sui exemplo, in primis efficiebat Virgilius. Divisum igitur tranquilli beatissimique imperii honorem cum poeta Caesar habebat. Honoravit etiam, tanta propter merita, vatem suum Roma, subjectique dominae illi terrarum populi, venerati illum sunt. Illa ipsa perennitas, qua nostri nunc homines, in sese, celebrandis tam large injusteque abutuntur, immortalis lauro Virgilium decoravit. Nos adhuc Maro, nos tam seros posteros monet, oblectat; cum nostri plerique poetae, qui se, tam multa onerare invicem immortalitatis laude, solent, aut mortui jam in carminibus sunt, aut mox intermorientur. Ad hunc, cum Homero suo, aeternis in ulnis fovebit poesis, dextra Graecum manu, sinistra Romanum amplexa. Hic manebunt interitus securi; hic a poetis, qui magni aliquid audebunt, suspicien-

*) Essay on Criticism. v. 182. Nor is it Homer
nods, but we that dream.

tur; hic consecratis sibi his aemulationis meae lacrimis, quoniam vinci superarique non possunt, assidue decorabuntur. At, umbrae amabiles defletaeque, una tantum res est, quae perfectioni vestrae deerat, propter quam sortem vestram doleo, una. Gentili religione eratis obcoecati; cum sacris nostris, adorandis illis mysteriis, essetis longe dignissimi. Haec canere, haec celebrare, ingenti vestro ingenio, talibusque carminibus debebatis, quae non hanc solum terrae nostrae aetatem ferrent, sed, cum aeterno etiam caelestium incolarum applausu, acciperentur.

Vos etiam otiose multa incedere saecula prius vidistis, quam aliquis vestro nomine non indignus surgebat, quam christianum epopoeiae vatem orbis terrarum videbat admirabaturque. Torquatus nempe Tassus tandem nascebatur, ut Italos inter vates, principatum teneret, quem adhuc, nullo illum de hoc fastigio deturbante, habet. Amplum nactus divesque ingenium, imaginationis praecipue admirabili praeditus erat vi. Felix in eligenda operis sui materia; quippe quae et religioni suae et saeculo conveniebat. Dei olim illam sanctissimam urbem, Hierosolymam liberatam canebat. In hanc tum Europa omnis cum admiratione conversa erat, multorumque animis bella illa sancta, tanquam recentia adhuc observabantur. Haec carminis prima felicitas, vatis ipsius ad inveniendum

magnificeque exornandum ingenio apto mirum in modum augebatur. Ecce igitur vobis viri mentem pictura quadam leviter descriptam. Viva erat et ignea; omnia videbat emota vehementius; ad ornatum facilis quidem sed, in eligendo decore illo parum delicata; interdum humilis et depressa; sed saepius grandis tamen et excelsa, at nunquam prorsus divina, ut admirationem in nobis saepe excitaverit, honestae vero nobilisque invidiae lacrimas nunquam expresserit. Praeter principatum igitur poeseos, quem paucis refragantibus tanto, civi Itali detulerunt, singularem hunc inusitatumque adeptus est honorem, ut in orientales quasdam transbatus linguas, his populis mirifice carus et in deliciis fuerit. At hunc longe superat, et inter cetera honoris genera valde eminet, Romae illud in eum studium quo coronatione illum maxime solemni insignire cupiebat. In Capitolium nempe illud, ubi in Jovis gremio propter tonitru, victores romani laurum olim deponebant, sublimis triumphali curru celebratusque a confluyente civitate ingredi laurumque, cujus ope mortalitatem vinceret, accipere debebat. Sed jam satis gloriae vixerat; moriebatur vates, quum sese omnes ad hunc diem quasi ad festum pararent, ipsumque Capitolium, quod coronatum tanta celebritate in suis atriis post Franciscum Petrarcam viderat neminem, ob gaudium tam insolens gestire et superbire videretur. Nominarem et te mollis Marine, Tassi non infelix aemulator, si

Adonis digna esset epopoeiae materies. Inter hujus igitur delicias ingloriisque Veneris sub nemoribus et umbris mea inornatus oratione, subinde dormias.

Quoniam igitur cum Tasso relinquenda jam Italia est, quae quam magis veteri Ausoniae, poeseos gloria, cedit; eo superbius eam ipsam sibi gloriam temere arrogat, principesque se vates procreasse arbitratur; cum tamen plurimi illorum, dum arti nimis indulgent, naturae vestigia fugere videantur: reginam illam ceterarum in Europa nationum, magnam Britanniam, adeamus, quae, oceani ope, seclusa ab aliis terris propterea videtur, quod illas, excellentia et magnitudine sua, tam egregie antecellit. Illa enim, uti in omni doctrinae genere, magnarum mentium fertilis est, ita praesertim, quid, in fingendis poetarum animis, natura ibi effecerit, est natis, apud se, tot divinis vatibus experta. Quare cum praecipuum quendam ex tantae nationis viris non sine veneratione nominandi hic mihi locus concedatur; insigni animus laetitia perfunditur, illa, auditores, laetitia, quae ex contemplatione sensuque perfectionis oriri solet. In admirandum vos religionis campum prius, auditores, inducam necesse est, quam vatem hunc omni sua radiantem luce coram vobis sistere possum. Religionem enim, quo quis caelestio-rem habet animum, eo sanctiore cum gaudio ac honore, contemplatur. Qua re omnibus, qui ita divinae religionis sacra colunt suscipiuntque, venerabile

poetae nomen esse debet, qui principem quandam ejus doctrinam illustrem hominibusque amabilem carminibus reddit. Talis vates illud attigit magnitudinis culmen, quo celsius nullam uspiam in poesi reperitur. Quam enim mirifice rationem Dei vincit revelatio: tam insigniter, poeta, qui, supra communem hominum sortem, grandis, caelestem sapientiam pietatemque canit, de humana sapientia virtuteque exponentem, superat. Et haec erat quasi quaedam praefatio, quae vos, ad illam, in Joanne Miltono, eminet, excellentiam praeparare quodammodo poterat. Is nempe, quam sanctissimae religionis partem nova poeseos luce convestierit, dum Paradisum amissum nomino, omnes intelligunt. Poteratne felicius quicquam exquisitiusve sumi, quam illa Miltoni materia? Eratne aliquid, quod hominem afficeret magis atque in pristinum perfectionis suae statum, cum divina quadam voluptate, quasi reduceret, quam illud amabile primorum hominum par, ad Dei imaginem pulcerrime factum, majestate terraeque domino insigne; parentes illi nostri tenerrime venerandi, vitaeque hujus, quam ita feliciter, si modo placet, vivere possumus, auctores datoresque. O felicem poetam, vereque generi humano amabilem! Illius nempe gloria, quamdiu homines erant, cum saeculorum fluxu, perennium instar omnium, amplior augustiorque reddetur. Tantum enim rerum canendarum theatrum ingredi, ante eum, nemo

ausus fuerat. Ecce vobis Deus, coelum, infernus, Chaos, progressa ex illo tot mundorum series, incolae tantae molis, quieta angelorum concilia homines felices et infelices; sed, post calamitatem, majoris capaces beatitudinis; haec omnia, id est, ingentia quaevis et excelsa Miltono sese canenda coram sistebant. Sic certe sibi vatem hunc complectebatur animo Josephus Addisonus, quum, justa commotus ira ejus diceret obtrectatoribus, si Paradisum Miltoni, epicum esse carmen negarent, sua pace vel divinum appellerent. Qua de re optaremus vehementius, ut quodammodo tantum nobis illud, quod, in describendo Britanniae suae decore hoc, Addisonus adhibuit, acumen et dicendi contingat vis, ut caelestissimi hominis imaginem levi tantum pictura adumbrare vobis, auditores, valeamus. Habuit certe illius cogitatio semper tam aliquid apud nos amabile et efficax, ut diligere illum ac venerari, pulcritudinis tantae quasi coacti vi, debuerimus. Qualem igitur vatem, qui, ad Dei hominisque honorem, tam multa contulit, animo nostro impressemus, et quam justo propterea illum amore pietateque prosequamur, dicemus. Cum Homero de excellentiae principatu, non sine aemulo animi ardore, generosaque superbia, Miltonus contendit; sanctorum vero scriptorum eminentia summo in loco vestigia precul et venerabundus sequitur. Quotiescumque his aliquantummodo appropinquat, toties ceteros sese poetas

vicisse, sublimitate, existimat. Heic enim non modo naturalis illa pulcritudo, quae in praestantissimis profanis operibus summa est perfectio, reperitur; sed altius hi scriptores adsurgunt, veroque nomine enthei, divina simplicitate, majestatem nulli penitus imitandam ostendunt. Tali igitur ratione praeparato Miltoni animo, naturae scilicet imitatori, divinae adoratori pulcritudinis quae inaccessa magnitudo aut invia esse poterat? Invenit feliciter, novamque rerum excogitarum seriem dum coram transire jubet, ita lustrat, ut nihil nisi pulcrum, sublime et admirandum eligat; quae vero placuerint ita describit, ut oculis adspexisse, quamvis caecus fuerit, omnia illa videatur. Fidelis ubique accuratusque naturae pictor est. Adspiciatis illum in Paradiso beatos inter ejus incolas, et illam fere narrationis felicitatem teneritatemque, quam in Salomonis Idyllio sacro adeo admiramini, reperietis. Sublimem in caeleste angelorum concilium euntem sequimini, tunc certe eam ubique dignitatem divinumque carminis fulgorem non sine admiratione invenietis, quem imitabilem nulli fere existimo. Adeo enim hic grandis et caelestis est, ut quendam, e sancto hoc concilio, amicum nactus fuisse atque ex eo multas de caelo narrationes audivisse videatur. Amplius, at procul tremebundique, ad solium usque numinis vatem comitamini. Sed hic prostratus, ingentique percussus majestate jacet, adorat, summa hic eloquentia, silen-

tium est, raro loquentem Deum inducit, si inducit, subtimidus semper, sanctaque illa destitutus audacia est. Et haec est ultima simulque summa Miltonianae imaginis pars. Demissa enim et humilis coram Deo mens si praecipua christiani hominis magnitudo est; majus profecto hac ipsa re, quod vatem vere christianum perficeret, inveniri haud potuit. Tu vero ipsa lustrata Miltoni umbra, quocunque nunc caeli in orbe laetaris, illudque, quod dignum in carminibus angelorum auribus est, spiritibus his, nunc amicioribus tibi, recinis, percipe, si quid, quod te deceat, dixerimus, neque nostrae huic irascere audaciae, quae te non sequi solum, sed majorem etiam materie tua excellentioremque adgredi molitur.

Jam vero, ex hoc Britannorum fastigio descendere, et ad Gallos, ingenii plerumque felicitate et argutia perspicuos elevatione raro, devenire liceat. Multi nobili impetu ad epopoeiam perficiendam ferebantur, paucorum audaciam fortuna juvit. Puellam Aurelianensem meditabatur Capellanus, multaque illam Galliae suae gloriam pecunia emere volebat rex; sed si arguto cuidam vatis irrisori credendum est, anus prodiit. Quamvis autem ex hoc levitas Gallorum cognosci possit, quod illo solo lusu adducti plerique Capellano insultaverint; negari tamen nullo modo potest, propter inconcinnam fictionis mediocritatem singularemque versuum asperitatem, inter eos referendum

esse hunc Parisiensis aulae laudatque tam superbe Ludoviciani saeculi vatem, qui male et infeliciter epopoeiae animum appulerunt. In audendis magnis rebus, sed non perficiendis felices esse Gallos, suo etiam exemplo, Perronus, purpuratus vir, testatur; suam enim Mosaida fervido primum animo aggressus est, sed longa operis amplitudine deterritus, mox reliquit. Scudery praeterea etiam Alaricum, sive Romanam victam; Bussierus Scanderbegum; S. Aymantus, Moysem servatum; Sorbierus denique restauratum, a Carolo Magno, imperium Romanum, epicis carminibus, cecinerunt. Sed cum Aristotelis legibus, quas natura Homeroque suffragantibus, epopoeiae ille praescripsit, convenire haec carmina nemo facile, philosophiae poeseos criticae gnarus existimaverit. Hi igitur omnes ab eminenti ista sede, quam poetae epici occupant, deturbentur, inferiusque, ne istam summam gloriam profanam reddant, collocentur. At vero dedecus hoc, quod frustrato tam saepe huc ascendendi labore, consecuti Galli sunt, subito Telemachi sui splendore felicissime Fenelonus delevit. Dubito sane illumne, ad dextram Homeri sui, an, ad sinistram manum, assurgere jubeam. Virgilius quidem, summo amicitiae jure dextram diu securusque tenuit. Sed ecce Fenelonus venit, Virgiliumque simplici carminis ornatu aequat, vereque magna Mentoris sui virtute, prorsus superat. Suocurrite quaeso igitur, qui tantas lites componere

valetis, vatemque in eo, quem meruit, loco, collocate. Dubitatisne vos etiam ipsi? Quis certamen igitur tam amicum, ex machina Deus, finiet? Sed ecce non his opus est, summa illa Feneloni modestia Virgilio lubens et venerabunda cedit. Sinistram Homeri amplexatur, ibique Odysseam, quam praecipue adamaverat secutusque fuerat, cum manu ipsa, gratus exosculetur. In hunc itaque locum, Galli, suspicite, vatemque vestrum oculis paene ereptum, et choro poetarum vestro fere dissimilem, admiramini. Sublimitati huic adsuescite, cujus fulgorem, consentiente, ea in re, sincerissimo quoque, apud vos, iudice, raro ferre valetis. Videtur enim hic, quid efficere possit, apud vos, si severa esse voluerit, natura experta. Ornavit autem ille non modo ingenio, sed dignitate etiam poesin, quippe qui haud indignum episcopo poetae nomen censuit. Sed cujusnam poetae? Talis profecto, a quo universa Europa, cum delectatione ad virtutem, erudiretur. Et utinam magnanimus ille princeps, quem terrae destinatum saluti, poemate suo, inprimis Fenelonus perficiebat, non tam cito in vivis esse desierit; tunc certe, et regem Gallia, et amicum Europa, vero nomine, a poeta, amabilem accepisset. Jam vero ex hoc Feneloni fastigio, Voltarium adducturis declinandum nobis est, iterumque, in loco inferius sito, consistendum. Nemo enim facile cordatus rei iudex, episcopo Cambraciensi majorem, prae Voltario, quicquid

ipse, nimius sui aestimator, contra ejus poema, proferat *) praestantiam denegabit. Quamvis igitur post Fenelonum unus, quem Galli ostendere queant, poeta epicus sit, et plerisque hujus carminis legibus obedierit; illas tamen ipsas, quas summas censemus, quae excellentiam quandam et sublimitatem omni inimicae mediocritati exigunt, magnopere neglexisse visus est. Simplicitatem naturae, nativa quadam elegancia, Vol-tarius plerumque exprimit; raro ejus illustris magnificentia adsurgit. Quae placeant lectori semper fere adsunt; quae vero admiretur attonitus, ubi demum illa occurrunt? Ubique veri simillimus est, si laudes excipias, in quibus cumulandis efferendisque, ad singulare poetarum opprobrium, quibus nihil minus quam adu-

*) Invidia enim nescio qua adductus Telemachum lubentius inter fabulas Romanenses, quam inter epica carmina, ne ferret, ut scilicet unicus ipse Gallorum poeta epicus celebretur. Vid. Temple du Goût et Essai sur ce Poëme épique. In suo; Moudain, haec inveniuntur:

— — — Monsieur du Télémaque,
 J'admire fort votre stile flatteur,
 Et votre Prose, encor qu'un peu trainante:
 Mais, mon Ami, je consens de grand coeur
 D'être fessé dans vos murs de Salente,
 Si je vais là pour chercher mon bonheur.

latoribus esse licet, amplum se satis ac magnificum ostendit. Et sane lector, qui Germanum, id est igneum excelsumque intus animum alit, pervoluto toto opere, pulcra omnia et dulcia esse, sed languidus et dormitans, dixerit. Ut complectar paucis omnia, Rappini, hominis Galli, judicisque maxime sinceri, hic repetam, quod, de universa hac prolato natione, tam prorsus ad Voltarium, pertinet, ut populum suum descripturus, fato nescio quo, hunc mente praevidisse videatur. Ille autem, si vel ad invidiam usque, inquit spiritu nostro, delicatoque nationis genio, superbiamus; non tamen excitata satis et erecta, ad cogitationes magnas proferendas, mens nostra est. In minutis rebus, dici haud potest, quam mirifice sedulissimus: quum vero ad sublimiora est accedendum, languemus. Vix umbra in operibus nostris, divinae illius poeseos apparet, cujus perfectissimum exemplar Homerus Virgiliusque reliquerunt. Forte, ad altiora, pro nationis suae ingenio, feruntur, Britanni duo, Richard Blackmore et Gloverus, qui novissime, in Anglia, de principe Arthuro, hic, et, de Leonida, ille, epicum poema confecerunt. Sed fortassis non omnis anglicanae mentis illis vis inest, quoniam obscurior tantum, ad nos, de iis, fama profertur, nullaque, quod sciam, ceterarum gentium lingua convestiti hactenus aparuerunt. Ne igitur indignabundi nos audiat, si pauca tantum, quae, de his viris, dicenda habuimus,

proferimus. Swiftius scilicet, extraordinarium illud, ipsos inter Satyricos, ingenium, mirum in modum, Blackmori nunc*) tumorem, affectatamque magnificentiam ridet: languorem nunc **) genusque dicendi non satis vividum taxat. Popius autem, ille meus Popius, iudex longe aequissimus, et amabilis, in carmine de Ignorantia ***) ad hujus regnum pertinere, Blackmorum, coram universo Britannorum populo, dicere haud dubitavit. Non haec profecto felix illud ingenium beatamque animi et doctrinae magnitudinem, quae ad faciendum hoc princeps poeseos opus pertinet, describere videntur. Melius de Gloveri Leonida, existimari propterea licet, quod, quas ille divulgavit, de communi honoris cupiditate, satyrae, tam plenae sapientiae et virtutis sint, tam insperata cogitationum novitate, atque acumine lectori placent, tanto denique ordine, et sapore tam delicato, ornatae conspiciuntur, ut, si non, tanquam excelsum prorsus poetam, Gloverum mireris, uti pulcrum tamen vividumque tibi ipsi tuaeque oblectationi commendes. Excitatus etiam, tanto accolarum suorum exemplo, nobilis nuper Belga epopoeiae manum admoveere tentavit. Guilielmus

*) Anti-Longin, ubi passim loca ejus tumida adducuntur.

**) In librorum conflictu p. XLVI. versionis Germanicae.

***) The Dunciad.

nempe van Haaren, Frisonem, qui Alēxandri Magni temporibus vixisse, et regius, ex orientali India, princeps oriundus, in Belgium, post multas terrae marisque calamitates, appulisse, ibique regionem, ex suo nomine, Frislandiam appellasse dicitur, canendum sibi sumsit, narrationemque, de eo, tam vivam concinnamque contexuit, ut, ad Telemachi elegantem facilitatem augustamque virtutem, accedere proxime videatur.

Ita vero et Belgium poetae epici gloria illustre nunc conspicitur. Semper igitur hic honor, ad nostros fines, o Germani, magis magisque appropinquat, nunquam ingreditur. Septentrionales, reor, frigidioreque terras occupabit prius, quam nostras adspiciet. Una quaeque Europae gens, poeta epici carminis auctore, gloriabitur, nos tardi et expudorati quasi, quod ad sensum hujus honoris attinet, eo vel tunc carebimus. Subit indignatio animum, cum tantum gentis nostrae, hac in re torporem justissima exardescens ira, intueri cogor. Humilibus occupati nugis ingenii gloriam quaerimus; carminibus, quae nullam aliam ob eausam nasci videntur, quam ut moriantur et absint, sanctam illam immortalitatem, heu! indigni prorsus Germanorum nomine, adspici audemus. Non ita tardi proavi nostri armis olim fulgurabant; Nec hoc ipso tempore, philosophiam et omnem doctrinam tam lassi et inglorii nostrates tractant. Adsurgimus, colimur, vel a superbis exteris, suspicimur. Cur vero hoc in-

felix poeseos, divinae hujus artis, fatum est, ut illa fere sola a profanis contrectetur manibus, humique destineatur? Nolite mihi objicere, esse tamen, apud nos, poetas, qui super mediocritatem elevati, suo se credant caelo; nolite, inquam, haec objicere, de epopoeia, summo illo poeseos opere, loquor. Hanc nemo, apud nos, poeta hactenus confecit. Tentavimus. Sed quod hujus operae pretium? quis exitus fuit? Carmen habemus, de Maximiliano Caesare, sed inconditum plenumque, sed simplici ruditate, non maiestate, conspicuum. Ingentia Wittekindi, venerandi illius nominis facta, hiulco carmine, nec, ad sancitas, a natura semel leges, composito, Italorumque tumore, non magnificentia, repleto, Postelius dedecoravit. Et congratulandum profecto Germaniae nostrae est, quod illa, de Alexandro Magno, epopoeia, cujus infelix nuper specimen vidimus, lucem adhuc formidet. Ea enim si prodierit, Galli certe aliquo, temporibus saeporique nostro, illudere pergerent. Praeteritam enim, ut obliviscamur, praesentem audaciam Gallo- rum recollere licebit. Ubi est nempe aurium vestrarum superbum iudicium Germani? Auditisne adhuc superbi quidem, sed vera forsitan et justa, hac in re, dicentis Galli vocem: *) Nominate mihi, in Parnasso vestro creatorem! id est poetam germanum, qui, ex sese, honoratum et immortale opus protulerit. Auditis, reor, ima-

*) Lettres Françoises et Germaniques p. CDLXI.

que in mente reponitis insultantem gloriæ Germanorum, nec id injuria prorsus, hominem, quotquot nobile patrii nominis studium adhuc incitat. Sed quid efficiemus? si contra hunc adversarium, uti, cum aliis, a nobis, jam actum est, multis verborum ambagibus, ostendamus, nec ingenio, nec sublimi spiritu, destitutos esse Germanos? Re ipsa, magno quodam, nec intermorituro opere, quid valeamus, ostendendum est! O quam vellem, ut hæc, in consessu coronaque poetarum Germaniæ principum, dicere mihi contingeret. Gaudio certe tunc ego maximo adficerer penitusque perfunderer, si dignissimos hoc opere, ob neglectam tam diu, a sese, patriæ gloriam, rubore quodam laudabili ac pio, suffundere valerem. Quod si vero inter virentes nunc poetas is adhuc forsitan non reperiatur, qui Germaniam suam hac gloria ornare destinatus est; Nascere, dies magne, qui hunc tantum procreabis vatem; et, o sol, appropera celerius, cui illum adspicere primo, placidoque lustrare vultu continget. Hunc virtus, hunc, cum caelesti Musa, sapientia, teneris in ulnis, nutriant. Ante oculos ejus sese aperiat totus naturæ campus, et inaccessa aliis adorandæ religionis amplitudo, nec futurorum sæculorum ordo reclusus penitus obscurusque illi maneat. Fingatur, his ab doctoribus suis, humano genere, immortalitate, Deoque ipso, quem inprimis celebrabit, dignus.

GRATIARUM ACTIO
DEO OPTIMO MAXIMO,
REGI AUGUSTISSIMO
PRAECEPTORIBUS OPTIMIS
DOMINIS

M. FRIDERICO *Gottlieb* FREYTAGIO,
RECTOR.

M. JOANNI JOACHIMO *Gottlob* AM
ENDE, PAST. ET INSPECT.

M. DANIELI PEUCERO, CONR.

SALOMONI HENTSCHELIO, COLL. III.

Gottlob GEISSLERO, CANT. ET COLLEG.

M. CHRISTOPHORO HAYMANNO, DIAC.
ET COLLEG. EXTRAORD.

JOANNI *George Gottlieb* HÜBSCHIO,
MATHEMAT. ET COLLEG.
CONSECRATA.

CONFIDENTIAL

THE OFFICE OF THE

ATTORNEY GENERAL

WASHINGTON, D.C.

2000

MEMORANDUM FOR THE ATTORNEY GENERAL

DATE

RE: [Illegible]

[Illegible]

[Illegible]

[Illegible]

[Illegible]

[Illegible]

[Illegible]

[Illegible]

[Illegible]

FOR THE ATTORNEY GENERAL

Pietas et officium, quo sanctius nullum majorisque capax voluptatis mortalis homo nactus est, Tibi nempe, o aeternum Numen, gratum ostendendi animum, omnem me nunc incitat inflammaturque. Sed primus me hoc ipso temporis momento majestatis Tuae aspectus turbat, pioque honore concutit volentemque multa loqui de Te, Tuaeque, o Deus, quodammodo digna sublimitate, infantem reddit. Tueor procul, defixus, mirabundus, immobilisque, adsto. Sed quid adsto? tam humilis ego tam parva rerum Tuarum, o Creator, pars? Procumbam! adorabo! Hae lacrimae, balbutiens haec et ab ingenti attonitae mentis laetitia interclusa vox, haec meam Tibi, o Numen, pietatem, seu potius pietatis desiderium attestentur. Verum enim vero viae Tuae, qua hominem ducis, vestigia, a nemine prorsus detegi observarique possunt. Summam praeter misericordiam et amorem, nihil fere homo in hoc labyrintho, sapientissimo constante ordine invenit. O quae tam mira haec cogitantem me admiratio tenet! A tempore scilicet condito multa praeterlapsa prius secula fuerant, quam hanc animam aut crearet, aut factam antea, in lucem hanc sensumque rerum, produceret Deus. Explicabat sese paullatim mens, et eo fe-

licior tranquilliorque sibi videbatur, quo magis ignara rerum externarum erat. Colebatur in dies, et scire aliquid seu dubitare potius, de rebus, quum esset omnis, quam obtrusam sibi videbat, veritatis inimica, incipiebat. Se ipsam denique inprimis cogitabat.

Sed quam inextricabilis fere meditati illi se error ostendebat! Heu! meditari se, ut erret, non sine indignatione, animadvertibat. At, quae omnium illi maxima contigit felicitas, quum pauca scire, et Te, o sanctissimum Numen, adorare, eam demum summam hominis esse sapientiam, meditaretur, se nullo modo errare videbat. Tui igitur contemplatione inprimis occupata, pura sinceraque laetitia, perfundebatur, dignitatisque suae et immortalitatis memor, divina illustris luce, gestiebat. Et haec sunt fere praecipua, quae mihi, o benignissimum Numen, tribuisti. Haec coram Te gratias cognosco, levique tantum adumbrata descriptione, Tibi accepta unice refero. O quam laetus ego mirabundusque munificentiam Tuam intueor, qua factum est, ut spiritum a Te ornatum intus alam, sanumque praeterea nactus corpus, mundum Tuum pulcerrimum, seu potius particulas quasdam illius finitasque valde series, contemplari studiose possim. Fac interea modo, o optimum Numen, ut his muneribus, a Te, mihi concessis ita utar, ut acquirendae pietati virtutisque, sanctissimis illis Numinis Tui imitatricibus, lubenti severoque animo, inserviam. Adde praeterea

etiam beneficiis, quibus corpus donasti, perennitatem; iis vero, quae nacta est haec immortalis anima, aeternitatem.

A Te igitur, Deus, ad Fridericum Augustum, quem Saxoniae regem dedisti, ut Numinis Tui imitator, benignitate et amore subjectos sibi populos ornet, descendo. Et quis mihi hic iterum caelestis copiae campus sese aperit! quae amplitudo divitiaeque! Scilicet haec omnia, electi a sese regis interventu, Saxoniae suae larga manu distribuit Deus. O quam vere Augustus, rex optime, felicitate Tua es, tam amplam eximiamque, homines beneficiis beandi, occasionem nactus. Tu recreas, tu oblectas Saxoniam! Tu, non ultimum terrae Saxonicae decus, scholam provincialem portensem, a majoribus Tuis, et constitutam et altam, benignissime nutris. In hanc ego etiam, quamvis Tuae ditioni non subjectus fuerim, missus, ea a Te beneficia accepi, quae tum demum quodammodo tantum honorantur, ubi ab excitato venerabundoque animo, uti sanctissima quaeque, nominata fuerint. Sine igitur, ut ad solium Tuum augustissimum haec grati hominis pertingat vox, meaque pro Te, missa, ad Deum, vota, qua es amabili comitate, accipe. In Te scilicet depressi, appropinquantis belli malis, quoniam Fridericum nostrum Augustum intuemur, solatio pleniores suspicimus. Ne igitur frustremur hac spe nostra, coeli potentia, in Augusti recumbat manibus, ut

territos, ante se, hostes, divinitus armatus profligare possit. Saxonia, sub eo, beata felicitatis altrice, tranquilla pace, perfruatur, et cum augustissimi regis salute, felicitas, in dies, civium crescat, exteris admiranda, perennisque maneât.

Inter ea vero beneficia, quae, clementissimi regis jussu, hic, in me, collata sunt, vos, Patres amplissimi, praecipuum obtinetis locum, qui animum fingere optimis praeceptis efformastis. Quamvis enim et quaedam sint, quae sciendi cupiditati meae exquisitorumque librorum lectioni debeam, plura tamen et praecipua curae vestrae praelectionibusque vestris doctissimis accepta lubens gratusque refero. Solebam enim ea semper, quae vos dicebatis, diligenti studio cogitare meditarique. Sed non ore solum artes liberaliores, vita etiam vestra virtutes docebatis. Ad quam quidem docendi rationem quum mirifice attentus semper fuero, in sensu virtutis dijudicandaque ejus pulcritudine, me, non infitior mediocriter esse versatum. Quae quidem res, dici non potest, quam valde meam, erga vos, venerationem auxerit. Ubi enim examinata paullo severius virtus, primoque in ortu adspecta fuerit, maximum sui splendorem, infucatamque nullo modo pulcritudinem, ostendit. Quum igitur maximum hominis, erga alium, meritum esse existinem; si quis alterum, exemplo suo virtuteque, erudiat et meliorem reddat; principes sane Vobis gratias

propterea ago, quod me tam pulcre docere, Vos ipsos, id est, virtutem, volueritis. Nullo unquam tempore, hoc summum beneficii genus obliviscar, gratissima potius immortalique memoria, recolam, quod mihi tam esse felici licuerit, ut vestrum intuens exemplar, sapere ausus fuerim.

Et vos, Commilitones dilectissimi, qui mecum hac eadem felicitate frui fuistis, gratiarum quandam actionem jure vestro, a me, exigitis. Multa scilicet eademque praeclara sunt, quae vestra mistus consuetudine, didici. Ipse enim in vos, vitamque vestram, tamquam in amplissimum quendam librum, attentus inspexi, obscurissimis illius paginis saepius inhaesi, atque ita diligenter omnia et indefesse repetii, ut memoria pleraque adhuc teneam. Si curiosius ea quae legi, legerim, ne velim nimis accuratam mihi industriam objiciatis. Honos quidam, hac ex re, si modo honorare vos ego possum, ad vos redundat. Fui enim semper, in legendis libris, valde delicatus, longeque optimos oportebat esse libros, quos perlegere totos, imo repetere, mihi ipsi concedebam. Qua ex re, ipsi conjicietis, quam magno in pretio, hic, quem modo dixi, liber, apud me, fuerit. Quare quae praecipue in illo continentur, benigne lubenterque audiat. At vero quid tam longe lateque similitudine hac circumvagor? Vos ipsos intueor, vos alloquor, vos nomine vestro, Commilitones, compello. Sed sine adu-

latione, qua nihil indignius quicquam amicitia est, quibus in rebus obstrictus vobis sim, declarabo. Amavi quosdam, e vobis, quoniam vivida illos mens et delicatior, et cor virtutis pulcritudine tenerrime affectum et flexibile amabiles mihi reddebat. Sunt alii, quos magni propterea feci, quod, quamvis supra mediocritatem vix surrexerint, rei tamen aliquando publicae sibi summo studio ac diligentia inservire cupiebant. Neminem praeterea, sed vitia quorundam odio persecutus, ingenii, qua laborabant imbecillitatem, ferre haud gravatus sum. Cum igitur antea nominatis praecipuas gratias habendas esse existimem; hos tamen quadam gratiarum actione non indignos sum arbitratus. Vitii enim illi deformitatem eo clarius mihi videndam dederunt. Sitis precor, commilitones optimi, qualicunque hac grati animi mei declaratione, contenti, credatisque, multos vos, intra concionem vestram, praestantiores ingenio, atque eruditione, et vidisse et visuros esse: accuratiorem autem morum vestrorum contemplatorem, sodalitiique vestri exoptatissimi amantiorem neminem.

Tu autem, Porta, hujus amicitiae, et nutrix, et testis oculata, felix sis teneroque hos alumnos Tuos sinu foveas. Tui saepe nominis recordabor pius, Teque, tanquam illius operis matrem, quod Tuo in amplexu meditando incipere ausus sum, recolam, venerabor.

V.

Von der heiligen Poesie.

Aus dem ersten Bande der Halleschen
Ausgabe des Messias vom Jahre 1760.

10112544 - 10112544 10112544

10112544 - 10112544 10112544

10112544 - 10112544 10112544

Das Publikum ist sehr berechtigt, von dem, der etwas den Aussprüchen desselben unterwirft, zu fordern, daß er, wenn er das Gemälde aufgestellt hat, wegegehe, und schweige. Ich darf sagen, daß ich diesem Gesetze beynah mit einer Art Gewissenhaftigkeit nachgelebt habe. Ich habe mich gleich von Anfang an unter die Zuschauer gemischt, geschwiegen, und von einigen gelernt. Ich werde auch jetzt nichts anders thun. Ich werde nur einige von den Zuschauern, die mich hören wollen, auf die Seite nehmen, und sie auf eine Stelle führen, von welcher, wie ich glaube, Gedichte von dieser Art, in ihrem wahren Gesichtspunkte, angesehen werden. Meine Absicht ist also nicht, vom Messias; sondern von derjenigen Poesie, die ich die heilige nenne, überhaupt zu reden.

Ich weiß sehr wohl, daß ich mich hier doppelter Gefahr aussetze. Die erste ist, daß ich von einer Sache nur etwas sage, von der man ein Buch schreiben müßte, sie ganz zu sagen. Und es ist schwer, von einer wichtigen Sache genug zu sagen, wenn man sie nicht er-

schöpft. Die zweyte Gefahr ist, daß ich meine Richter an die strengen Forderungen erinnere, die sie, so sehr berechtigt, an denjenigen thun, der es unternimmt, sie, durch diesen Weg, auf den erhabenen Schauplaß der Religion zu führen. Allein sowohl diese Vorstellung, als auch meine Abneigung, etwas, das zur Kritik gehört, zu schreiben, hat bey mir der Gedanke überwunden, daß ich dadurch vielleicht etwas thäte, das einigen nützen, und andern angenehm seyn könnte. Ob ich von der Sache selbst rede, kann ich die Frage nicht ganz unberührt lassen: Ob es erlaubt sey, den Inhalt zu Gedichten aus der Religion zu nehmen? Es können sie einige, aus wirklicher Frömmigkeit, thun. Diesen antworte ich mit der Ehrerbietung, die ich gegen jedes rechtschaffene Herz habe.

Der Theil der Offenbarung, der uns Begebenheiten meldet, besteht meistens nur aus Grundrissen, da doch diese Begebenheiten, wie sie wirklich geschahn, ein großes, ausgebildetes Gemälde waren. Ein Dichter studirt diesen reichen Grundriß, und malt ihn nach den Hauptzügen aus, die er in demselben gefunden zu haben glaubt. Zugleich weiß man von ihm, daß er dieß für nicht mehr, als Erdichtungen ausgiebt. Er thut, in seiner Art, nichts weiter, als was ein anderer thut, der, aus den nicht historischen Wahrheiten der Religion, Folgen herleitet. Sie dachten, auf verschiedene Weise, über die Religion nach.

Wenn aber ein anderer aus noch zärterer Sorgfalt, nichts Fremdes in die Religion einmischen zu lassen, einwendet: Der Dichter bringt mich, durch seine mächtigen Künste dahin, daß ich zu der Zeit, da ich ihn lese, oder auch noch länger, vergesse, daß es ein Gedicht ist. Ist es erlaubt, daß Jemand mich und viele zu einer solchen Art zu denken verleite, daß wir unvermerkt Geschichte, von denen wir nicht gewiß wissen, daß sie geschehen sind, für Geschichte von so großer Bedeutung, von solchen Entzwecken, für Geschichte der Religion, ansehen? Wenn Jemand diesen Einwurf im Ernste machen könnte, würde ich sagen: Die Folgen, die er aus den Geschichten zieht, welche er, in diesem Feuer des Herzens oder der Einbildungskraft, für wahr hält, sind seinem moralischen Charakter nicht schädlich. Sobald die Geschichte von einer Art wären, daß sie dieses seyn könnten, so wird er gewiß, eh er darnach handelt, sich erinnern, daß es Erdichtungen sind.

Da ich also, wie ich glaube, die Erlaubniß in der Religion zu dichten, annehmen darf; oder mit andern Worten, da ich für erlaubt halte, auch nach poetischer Denkungsart, dasjenige, was uns die Offenbarung lehrt, weiter zu entwickeln: so gehe ich zu dieser viel wesentlicheren Frage fort: Unter welchen Bedingungen man von Materien der Religion dichten dürfe? Diese Bedingungen werden von nichts Geringern, als von

dem innern Plane der Religion bestimmt. Ein Theil des Entwurfs und der Ausbildung eines heiligen Gedichts hängt zwar von dem Genie und dem Geschmack des Poeten ab; ein anderer Theil aber, und vielleicht der größte, gehört vor den Richterstuhl der Religion. Es ist hier so gar nicht genug, daß der Verfasser des heiligen Gedichts den Riß der Religion tiefsinnig studirt habe, ihren großen Umfang, nebst allen ihren Verhältnissen genau kenne; sie muß auch sein Herz, mit derjenigen starken Hand gebildet haben, die an dem rechtschaffnen Manne, der sie versteht, so kennbar ist. Ich diese Gedanken weiter aus einander setze, und sie in einigen ihrer beynah unzählbaren und fast immer moralischen Aussichten zeige, muß ich mich in wenigen Anmerkungen auf das beziehen, was in dem heiligen Gedichte von dem Genie und Geschmack allein abhängt.

Einige meiner Leser bitte ich, dieß zu überblättern. Sie wissen, von welchem großen Umfange des Schönen und des Nützlichen die Poesie ist; welche würdige und mannichfaltige moralische Absichten sie haben kann, immer haben sollte, und selten hat. Sie wissen, was die Welt, von dem aufgeklärtesten Richter an, bis auf den letzten Nachsager, von der höhern Poesie fordert. Sie haben gelesen, und selbst gedacht. Sie halten nur das durch die Zeit reifgewordne Urtheil des Publici, und nicht den Kritikus, für unfehlbar. Dieser hatte sie oft überzeugt, daß, was er Geschmack

nenne, nicht selten Kurzsichtigkeit, Eigensinn, Einseitigkeit, oder gar nur Mode sey. Sie haben festgesetzt, daß in Einem kleinen Stücke des Virgils, und derer, die mit ihm genannt zu werden verdienen, mehr eigentliche, und wahre Regel, als in vielen Lehrbüchern sey.

Es sind aber noch andre, und eben so verehrungswürdige Leser, die wenig von diesem allen wissen, es zu wissen verdienen, eine unverdorbnе natürliche Empfindung, und ein gutes Herz haben. Sie sind ein sehr würdiger, so schätzbarer, und der größte Theil des Publici, wenn man nicht alle, die sich in's Urtheilen mischen, zum Publico rechnet. Der Verfasser eines heiligen Gedichts muß besonders auch für sie schreiben. Und für sie mache ich folgende wenige Anmerkungen über die höhere Poesie, welche ich voraussetzen muß, um die Frage zu erklären: Auf welche Art man von Materien der Religion dichten dürfe? Ich will jenes in kurzen Sätzen thun.

Die höhere Poesie ist ein Werk des Genie; und sie soll nur selten einige Züge des Wises, zum Ausmalen, anwenden.

Es giebt Werke des Wises, die Meisterstücke sind, ohne daß das Herz etwas dazu beigetragen hatte. Allein, das Genie ohne Herz, wäre nur halbes Genie. Die letzten und höchsten Wirkungen der Werke des Genie

sind, daß sie die ganze Seele bewegen. Wir können hier einige Stufen der starken und der stärkern Empfindung hinaufsteigen. Dieß ist der Schauplatz des Erhabenen.

Wer es für einen geringen Unterschied hält, die Seele leicht rühren; oder sie ganz in allen ihren mächtigen Kräften, bewegen: der denkt nicht würdig genug von ihr.

Man fordert von demjenigen, der unsere Seele so zu bewegen unternimmt, daß er jede Seite derselben, auf ihre Art, ganz treffe. Sie bemerkt hier jeden Missethon, auch den feinsten. Wer dieses recht überdacht hat, wird sich oft entschlossen haben, lieber gar nicht zu schreiben.

Wem es dennoch glückt, der hat Empfindungen in uns hervorgebracht, die, weder die höchste philosophische Überzeugung, noch die andern Arten der Poesie, verursachen können. Diese Eindrücke haben, in Betrachtung der Stärke und der Dauer, einige Ähnlichkeit mit dem Exempel, das ein großer Mann giebt.

Die höhere Poesie ist ganz unfähig, uns durch blendende Vorstellungen zum Bösen zu verführen. Sobald sie das thun wollte, hört sie auf zu seyn, was sie ist. Denn so sehr auch einige sich selbst klein machen wollen, so können sie sich doch niemals so weit herunterbringen, daß sie etwas anderm, als was wirk-

lich edel und erhaben ist, diese große und allgemeine Bewegung aller Kräfte ihrer Seele erlaubten.

Der letzte Entzweck der höhern Poesie, und zugleich das wahre Kennzeichen ihres Werths, ist die moralische Schönheit. Und auch diese allein verdient es, daß sie unsere ganze Seele in Bewegung setze. Der Poet, den wir meinen, muß uns über unsere kurzsichtige Art zu denken erheben, und uns dem Strome entreißen, mit dem wir fortgezogen werden. Es muß uns mächtig daran erinnern, daß wir unsterblich sind, und auch schon in diesem Leben, viel glückseliger seyn könnten.

Der Mensch, auf diese Höhe geführt, und in diesem Gesichtspuncte angesehen, ist der eigentliche Zuhörer, den die höhere Poesie verlangt.

Man kann hier, auch ohne Offenbarung, schon weit gehn. Homer ist, außer seiner Göttergeschichte, die er nicht erfunden hatte, schon sehr moralisch. Wenn aber die Offenbarung unsre Führerin wird; so steigen wir von einem Hügel auf ein Gebirge.

Youngs Nächte sind vielleicht das einzige Werk der höhern Poesie, welches verdiente, gar keine Fehler zu haben. Wenn wir ihm nehmen, was er als Christ sagt, so bleibt uns Sokrates übrig. Aber wie weit ist der Christ über Sokrates erhaben!

Vielleicht sind auch noch folgende Anmerkungen, in Betrachtung dessen, was ich von der heiligen Poesie zu sagen habe, nicht überflüssig.

Wir haben uns gewöhnt, der Seele Verstand, Einbildungskraft, und Willen, als Hauptkräfte, zu geben. Das Gedächtniß, das immer mit jenen zugleich wirkt, gehört nicht hierher. Wer Werke der höhern Poesie unternimmt, sieht dieß, nach seinem Entzwecke, so an.

Die Einbildungskraft ist ihm öfter eine Malerin des großen und furchtbaren Schönen in der Natur, als ihrer sanfttrührenden Gegenstände. Indem er jenes malt, gelingen ihm alsdann die stärksten Züge, wenn er sich, durch das Feuer seiner Abbildung, der Leidenschaft nähert.

Dem Verstande legt er am liebsten diejenigen Wahrheiten vor, die gewußt zu werden verdienen, und die nur der rechtschaffne Mann ganz versteht.

Und in dem Willen, oder dem Herzen, dieser vielseitigen und gewaltigen Kraft der Seele, sucht er vorzüglich diejenigen Empfindungen zu treffen, die es erweitern, die es groß und edel seyn lehren.

Aber sein Zweck geht weiter, als Eine Kraft der Seele, indeß daß die andern schlummern, nur zu erregen, sie sanft zu unterhalten, und ihr einen stillen Beifall abzulocken. Eine Absicht, welche auch Meisterstücke hervorgebracht hat! Er bringt uns, (welches ihm besonders alsdann glückt, wenn ihn der Schauspieler, oder der Vorleser verstanden hat,) er bringt uns mit schneller Gewalt dahin, daß wir ausrufen,

uns laut freuen; tiefsinnig stehn bleiben, denken, schwelgen; oder blaß werden, zittern, weinen. Die Kritik sollte sich fast nicht einlassen, die Ursachen dieser so schnellen und so mächtigen Wirkungen aufzusuchen. Sie sind von so verschiedenen Feinheiten, und diese haben ein so mannichfaltiges Verhältniß unter einander, daß es unendlich schwer ist, sie alle mit Richtigkeit zu entwickeln. Und wenn sie entwickelt sind, so untersucht sie der Leser von tiefsinnigem Geschmacke zwar gern; allein der Poet wußte sie schon, und wußte noch mehr, als diese; oder, wenn er auch etwas Neues lernte, so würde er doch nicht mehr Poet dadurch. überdies sind diese feinen Entwicklungen, die den Faden durch das ganze Labyrinth ziehen, zu sehr der Gefahr ausgesetzt, unrichtig, durch ihre Feinheit, zu werden. Doch etwas läßt sich davon sagen.

Das schwerste für den Verfasser und den Beurtheiler jedes größern Gedichts ist der Grundriß des Ganzen. Das wesentlichste dieses Grundrisses ist, Einfach und Mannichfaltigkeit auf eine Art verbinden, die großen Entzwecken angemessen ist; eine gewisse Höhe in die Hauptidee des Gedichts bringen; die kühne Erfindung eben an ihre Gränzen, und keinen Schritt darüber, führen; neue Charaktere, aber diese so groß und so liebenswürdig zeigen, daß es uns sonderbar vorkommt, daß sie dennoch neu sind; die Hauptbegebenheiten Hand an Hand so auf Einem Schauplatz fortleiten, daß die

Episode immer um sie und neben ihnen ist, und sich so wenig jenseits der Berge verirrt, daß sie sich vielmehr oft in die Reihe der Hauptbegebenheiten einflieht. Es ist noch eine gewisse Ordnung des Plans, wo die Kunst in ihrem geheimsten Hinterhalte verdeckt ist, und desto mächtiger wirkt, je verborgner sie ist. Ich meine die Verbindung und die abgemessene Abwewechselung derjenigen Scenen, wo in dieser Einbildungskraft; in jener die weniger eingekleidete Wahrheit; und in einer andern die Leidenschaft, vorzüglich herrschen: wo sie diese Scenen einander vorbereiten, unterstützen, oder erhöhen; wie sie dem Ganzen eine größere, unangemerkte, aber gewiß gefühlte Harmonie geben. Wir wollen annehmen, daß sich der Poet vorgesetzt habe, in einer gewissen wichtigen Stelle unser Herz in einem sehr hohen Grade zu bewegen. Vielleicht würde er unvermerkt auf folgende Art verfahren. Vielleicht würde er sich auch den Entwurf gemacht haben, es zu thun. Hier das Herz mit dieser Stärke zu bewegen, saget er zu sich, muß ich immer, und so steigen, daß jeder meiner vorhergehenden Schritte Vorbereitung sey. Diesen stummen, erstaunungsvollen Schmerz will ich hervorbringen! Ich muß meine Hörer nach und nach mit wehmüthigen Bildern umgeben. Ich muß sie vorher an gewisse Wahrheiten erinnern, die ihre Seele für diesen letzten großen Eindruck aufschließen. Wenn sie eine Weile bey Gräbern, die noch mit Blumen bedeckt

waren, vorübergegangen sind, dann sollen sie, noch schnell genug, an die tiefste, todtenvolle Gruft kommen. Führe ich sie auf einmal dahin, so würden sie mehr betäubt werden, als fühlen. Es gehören diese Vorbereitungen ohnedieß zu meinem übrigen Plane; und ich will ich sie, aus dieser Ursache, so anordnen. Einige werden diese Anmerkungen über die Kunst des Plans für zu hoch getrieben halten; aber wohl nur diejenigen, die, wenn sie anderer Meinung gewesen wären, den Satz in der Ausübung übertrieben hätten.

Das Erhabne, wenn es zu seiner vollen Reife gekommen ist, bewegt die ganze Seele, und welche Seele am meisten? Die selbst Hoheit hat, die selten bewundert, aber auch mehr bewundert, als irgend eine kleine, wenn sie muß. Mittelmäßige Seelen trifft es nur mit einem gewissen Schlage, den sie nicht ganz fühlen, weil sie mehr durch ihn erschüttert werden, als ihn fühlen. Die Kräfte unserer Seelen haben eine solche Harmonie unter sich, sie fließen, wenn ich es sagen darf, so beständig in einander, daß, wenn Eine stark getroffen wird, die andern mitempfinden, und in ihrer Art zugleich wirken. Der Poet zeigt uns ein Bild. Dem Bilde giebt er so viel Ebenmaß und Richtigkeit, daß es auch den Verstand reizt, oder er weiß ihm gewisse Züge mitzutheilen, die nahe an die Empfindung des Herzens gränzen. Die ungeschmückte Wahrheit, die allein den Verstand zu be-

schäftigen schen, hat gleichwohl unter solchen Band einige helle Mienen der Bilder angenommen, oder sie zeigt sich mit einer solchen Würde und Hoheit, daß sie die edelsten Begierden des Herzens reizt, sie in Tugend zu verwandeln. Ist es das Herz, so der Poet angreift, wie schnell entflammt uns dieß! Die ganze Seele wird weiter, alle Bilder der Einbildungskraft erwachen, alle Gedanken denken größer. Denn obgleich einige Leidenschaften eine gewisse ruhige Art zu denken ganz unterbrechen, so feuert uns doch überhaupt das bewegte Herz an, schnell, groß und wahr zu denken. Welche neue Harmonie der Seele entdecken wir dann in uns! Mit welchem ungewohnten Schwunge erheben sich die Gedanken und Empfindungen in uns! Welche Entwürfe! welche Entschlüsse!

Aber dieser unserer Erhebung hängt oft noch eine gewisse Mittelmäßigkeit an. Wir fühlen's, wir wollen uns noch höher erheben. Unsere Seele ist noch weiter. Sie kann noch mehr fassen. Uns fehlte die Religion noch. Wir waren nur noch in der Sphäre, wo wir selbst die Wahrheiten erfunden haben. Wie glücklich ist gleichwohl derjenige, der hier viel weiß, viel denkt, und viel empfindet. Aber wie glücklich der, der auch nur angefangen hat, die viel höhern Wahrheiten der Religion zu verstehn, und zu empfinden.

Die Religion ist, in der Offenbarung selbst, ein gesunder männlicher Körper. Unsere Lehrbücher haben

ein Gerippe daraus gemacht. Doch haben sie in ihren Absichten ihren großen Nutzen.

Der Verfasser des heiligen Gedichts ahmt der Religion nach; wie er, in einem nicht viel verschiedenen Verstande, der Natur nachahmen soll. Ob gleich die Offenbarung, in Absicht auf die Lehren fürs Herz, nur auf dem Wege der Natur fortgegangen war; so ist doch ihr Mittel uns von neuem glücklich und tugendhaft zu machen, weit über die Natur erhaben. Das heilige Gedicht ist auf einem viel höhern Schauplätze. Der Plan der Offenbarung ist seine erste Regel.

Ein Gedicht, dessen Inhalt aus gewissen Geschichten des ersten Bundes genommen würde, müßte nach einer andern Hauptidee gearbeitet werden, als eins, so das Innere der Religion näher anginge. Jenem wäre, wenn ich so sagen darf, noch in einer Art Weltlichkeit erlaubt.

Der Anstand oder die Würdigkeit, sowohl der handelnden Personen als ihrer Handlung, ist vielleicht das schwerste in dem heiligen Gedichte. Diese Schwierigkeit geht so weit, daß man mit vielen Gründen behaupten könnte, Gott gar nicht reden zu lassen.

Die Offenbarung selbst führt Gott auf doppelte Art redend ein. Bald redet er ganz kurz, und ganz als der Schöpfer und Richter der Welt; bald so erbarmend, daß er den Menschen die Ursachen seiner Gerichte anzeigt, und die Bedingungen, unter welchen sie Gnade erlangen sollen, oft wiederholt.

Diese Würdigkeit soll sich eben so in den menschlichen Bildern zeigen, durch die der Dichter die Handlungen Gottes vorstellt. Er muß hier mit genauer Sorgfalt in den Fußstapfen der Offenbarung bleiben. Man könnte, den höchsten Grad dieses Anstands, Feyerlichkeit nennen.

Eine Handlung, die an sich selbst wahrscheinlich ist, wird, durch den Mangel der Würdigkeit, unwahrscheinlich.

Diese Würdigkeit muß für die geringsten Personen des heiligen Gedichts einige Züge übrig haben. Und um ihrentwillen gehören weder gewisse Personen, noch gewisse Handlungen dazwischen, die in andern epischen Gedichten einen Platz verdienen.

Die Geschichte der Bibel, besonders die, so das Innere der Religion näher angeht, enthält nur einige der großen Thaten, die geschehn sind, und sie sagt uns selbst in starken Ausdrücken, daß die meisten für uns (gewiß nur so lange wir hier leben) verloren sind.

Einige andre entwirft sie mit so wenigen Worten, daß wir nothwendig Umstände hinzudenken müssen, um sie uns vorzustellen. Dieß sind Gründe für die Wahrscheinlichkeit der Erddichtungen überhaupt.

Gewisse Wahrheiten, deren völlige Erkenntniß uns in diesem Leben noch nicht nothwendig ist, sind uns so offenbart, daß sie so viel Winke zu seyn scheinen, weiter über diese Wahrheiten nachzudenken. Entdeckungen,

die wir auf diese Art machen, gehören in das heilige Gedicht. Und oft können wir Erdichtungen darauf gründen.

Einige Kritici sind viel zu freigebig mit der Erlaubniß gewesen, nach welcher der Dichter, auf die Sage, in Absicht der Geschichte; und auf den Wahn, in Betrachtung der Grundsätze, fortbauen dürfe. Der Verfasser des heiligen Gedichts muß hier vor allen andern Dichtern am behutsamsten seyn.

Wenn alles dieß, was der Poet auf diese oder jene Art folgert, oder hinzudichtet, demjenigen, was wir gewiß wissen, nicht allein nicht widerspricht, sondern auch in dem lichtvollen Plane der Religion kein zu dunkler Schatten ist; so hat er sich auf's wenigste bemüht, der Religion nicht unwürdig zu dichten.

Dasjenige, was uns die Offenbarung lehrt, besteht, aus moralischen Wahrheiten; aus Begebenheiten; aus Prophezeungen; aus Geheimnissen; und aus solchen Stellen, wo das Geheimnißvolle mit jenen, besonders mit moralischen Wahrheiten, vermischt ist. Ob gleich überhaupt dieses alles sehr deutlich geschrieben ist; so giebt es doch auch viel tiefsinnige Stücke. Es ist sonderbar, daß die Ausleger eben so oft bey den deutlichen Stellen, als bey den tiefsinnigen, geirrt haben. Ich nenne schon Irrthum, wenn man zuweilen ta hundred Schritte sehn will, wo man nur einige sehn sollte, und wenn man sehn will, wo man nur glauben

sollte. Im Gegentheil nenne ich eine Vermuthung, als
 eine solche betrachtet, noch nicht Irrthum. Denn wir
 dürfen, wo wir in der Schrift dazu veranlaßt werden,
 mit Demuth vermuthen. Aber sowohl in Betrachtung
 dessen, was wir für eine vermuthliche Wahrheit, als
 auch dessen, so wir für eine gewisse halten, scheint es,
 daß der Verfasser des heiligen Gedichts sich folgendes
 zur Regel zu machen habe. Die moralische Wahrheit
 der Bibel, besonders da, wo sie eine Stufe höher, als
 die philosophische, steigt, muß in ihrer vollen Stärke
 gesagt werden; aber nicht mürrisch und trübsinnig.
 Die Offenbarung ist beides nicht. Sie ist voll Ernst.
 Einige heilige Begebenheiten lassen eben so wenig eine
 Ausbildung zu, als sie andre zu fordern scheinen. Die
 Stelle: „Die Gräber thaten sich auf, und stunden
 „auf viele Leiber der Heiligen, die da schliefen; und
 „gingen aus den Gräbern nach seiner Auferstehung,
 „und kamen in die heilige Stadt, und erschienen vie-
 „len.“ Diese Stelle ist von der letzten Art. Wo eine
 Anwendung der Prophezeiung nöthig seyn sollte; so
 hat sie keine andre Regel, als die allgemeine Regel der
 Schriftausleger, die sie dabei zu beobachten haben.
 Nur müßte der Dichter die Erfüllung in eben dem
 Tone beschreiben, in welchem der Prophet die Begeben-
 heit vorher verkündigt hat. Die Geheimnisse sind das-
 jenige, was mit der meisten Einfalt gesagt werden
 muß, außer wo sie, daß ich so sage, zu Begebenheiten

werden. Alles, was der Messias thut, ist Geheimniß, weil er der Gottmensch ist, aber dennoch ist es zugleich historisch. Bey den vermischten Geheimnissen, zum Exempel, bey der Ordnung, in welcher der Mensch selig werden soll, ist dem Dichter vorzüglich die äußerste Sorgfalt nöthig, seiner großen Begleiterin, der Offenbarung, zu folgen.

Da ich vorher sagte, der Dichter müsse der Religion nachahmen, wie er der Natur nachahmen soll; so meinte ich nicht die Schreibart der Offenbarung. Ich meinte den Hauptplan der Religion: Große wunderbare Begebenheiten, die geschehen sind, noch wunderbare, die geschehen sollten! eben solche Wahrheiten! diesen Anstand! diese Hoheit! diese Einfalt! den Ernst! diese Liebenswürdigkeit! diese Schönheit, so weit sie sich durch eine menschliche Nachahmung erreichen lassen. Die Nachahmung der Propheten, so fern ihre Werke Meisterstücke der Beredsamkeit in Absicht auf den Ausdruck sind, ist etwas anders.

Die Griechen, die Römer, und die Franzosen, haben ein goldenes Weltalter ihrer schönen Wissenschaften, das in kurzer Zeit eingeschränkt ist. (Ich weiß nicht, warum wir vergessen haben, den Engländern auch eins zu geben? Es ist schon lange her, daß sie Meisterstücke haben. Und mindestens haben sie, durch Glover, nicht aufgehört.) Das goldne Weltalter der

Hebräer ist von viel längerer Dauer. Es fängt mit Moses oder Hiob an. Und es sind zwei verschiedene Sachen, die Schreibart der Morgenländer überhaupt, und die Schreibart der Offenbarung.

Die höhern Wesen, welche, für unsre philosophische Erkenntniß, außer der Schöpfung waren, die wir kennen, sind durch die Offenbarung in dieselbe zurückgekommen. Aber sie mußten, nach unsrer Art zu denken, auch für die Einbildungskraft gebildet werden. Und daß sie dieß würden, hat seine guten Gründe. Es ist wahrscheinlich, daß endliche Geister, die sich besonders auch mit Betrachtung der Körperwelt beschäftigen, Leiber haben. Und es ist nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit, daß Wesen, die Gott auch so sehr bey der Seligkeit der Menschen braucht, einen Körper empfangen, der demjenigen ähnlich war, welchen der Mittler dieser Seligkeit annahm. Der Verfasser des heiligen Gedichts ist hier auf eine ganz neue Scene der Einbildungskraft geführt. Hier kann er besonders seinem großen Zwecke am nächsten kommen, den Bildern solche Züge zu geben, daß er zugleich den Verstand beschäftigt, oder die Empfindungen des Herzens in Bewegung setzt. Einfach und Hoheit sind hier die Züge der letzten Hand.

Und welche erhabenwürdige Wahrheiten legt die Religion dem Verstande vor! Wie bringen diese in

unsre Seele diejenige Höhe zurück, die ihr angeschaffen war! Und wie vielseitig sind sie! Jeder ihrer Zweige giebt dem Wanderer, der von Kleinigkeiten ermüdet war, einen Schatten, unter dem er ausruhn, und sein wahreres Leben athmen kann. Seyd vollkommen, wie Gott! sagte der große Stifter unsrer Religion. Wenn der Dichter diese Wahrheiten nicht vergessens sagen will; so muß er sie so sagen, daß sie das Herz eben so sehr als den Verstand beschäftigen.

Das Herz ganz zu rühren, ist überhaupt, in jeder Art der Beredsamkeit, das höchste, was sich der Meister vorsetzen, und was der Hörer von ihm fordern kann. Es durch die Religion zu thun, ist eine neue Höhe, die für uns, ohne Offenbarung, mit Wolken bedeckt war. Hier lernen der Dichter und der Leser einander am gewissesten kennen, ob sie Christen sind. Nichts geringers darf derjenige seyn, der hier unser ganzes Herz bewegen; und der, welcher hier den Dichter ganz empfinden will. Denn wird der Dichter, auch mit dem glücklichsten Genie, ohne wirkliche Empfindung der Schönheit der Religion, und ohne eine Rechtschaffenheit des Herzens, die nicht schimmern, noch viel weniger glänzen will, diese Bewegungen in uns hervorbringen können?

Der Freigeist, und der Christ, der seine Religion nur halb versteht, sehn da nur einen großen Schau-

plaz von Trümmern, wo der tiefsinnige Christ einen majestätischen Tempel sieht. Und wie konnten jene etwas anders sehen? Denn nicht selten verwandeln so gar kleine Züge, die sie verkannten, den Tempel für sie in Trümmern. Und gleichwohl haben sie, wenn mir diese kühnste unter allen Vergleichen erlaubt ist, die Mythologie studirt, den Homer zu verstehn.

VI.

Von dem Range
der schönen Künste und der schönen
Wissenschaften.

Aus dem Nordischen Aufseher. 1. Bd. 43. St.

2014-2015 Academic Year

Der Geschmack war schon oft von den schönen Wissenschaften und von den schönen Künsten gebeten worden, ihren alten Streit, um den Vorzug, zu entscheiden. Allein er hatte dieser Entscheidung noch immer auszuweichen gewußt.

Einst wurde ein Gedicht und ein Gemälde an einem feyerlichen Versammlungstage in den Tempel des Geschmacks gebracht, der Vorzugstreit wurde dießmal heftiger, als er jemals gewesen war. Der Richter konnte die Entscheidung nicht mehr von sich ablehnen. Man sagt, daß die Hitze, mit welcher ist alles vorging, daher entstanden sey, daß der Geschmack zu der Zeit, die er der Untersuchung des Gemäldes zu bestimmen schien, einige begierige Blicke in das Gedicht gethan hätte. Er sah sich endlich gezwungen, beyden Partheyen zu erlauben, ihm ihre Ansprüche auf den Vorzug mit aller der Umständlichkeit vorzutragen, zu der sie die Wichtigkeit des Streits und der Entscheidung berechtigte.

Die Malerey, die Baukunst, die Kupferstecherkunst und die Musik trugen's der Bildhauerkunst auf, die Vertheidigung ihrer gemeinschaftlichen Vorrechte zu übernehmen.

Die Philosophie, nicht diejenige, die sich in den neueren Zeiten von den schönen Wissenschaften getrennt hat, und in großen Bänden, die nicht gelesen werden, oft Sachen lehrt, die wenig wissenschaftlich sind, und wenn sie wissenschaftlichere vorträgt, sie auf eine Art sagt, die sich von jeder Kunst zu gefallen mit der äußersten Sorgfalt zu entfernen scheint: Diejenige Philosophie, deren Liebling Sokrates war, wurde von ihren Freundinnen, der Poesie, der Beredsamkeit und der Geschichte gebeten, ihre gemeinschaftliche Sache vorzutragen.

Die schönen Wissenschaften ließen es zu, daß sich die Bildhauerkunst hervordrang.

Unser Richter, sing diese an, wird uns verzeihen, daß wir der Ungewißheit erwähnen, in der er, nach der Anklage Einiger, manchmal seyn soll. Wir thun es nur, um ihm zu sagen, daß wir gar keinen Theil an der Anklage nehmen, und daß wir aus dieser Ursache desto zuversichtlicher glauben, daß sein Ausspruch auf unserer Seite seyn werde. Die Gründe, die uns zu dieser Hoffnung berechtigen, sind diese. Wenn deine Lieblinge, die feinsten Kenner des Schönen, große

Städte auf ihren Reisen besuchen, so sind wir es, die
 machen, daß sie sich lange darin verweilen. Unsre
 Werke suchen sie am eifrigsten auf; diese betrachten sie;
 zu diesen kommen sie am oitesten zurück. Wie todt
 wäre die größte, die volkreichste, ja selbst die gesell-
 schaftlichste Stadt ohne uns! Sind es etwa die Bes-
 itzer jener prächtigen Paläste, welche machen, daß sich
 der reisende Kenner so lange darin aufhält? Wie
 selten sind es diese! Die Meisterhand der Baukunst,
 welche die Paläste aufgeführt, die majestätische Bild-
 hauerkunst, die feurige Malerey, die sanfte Kup-
 ferstecherkunst, welche sie mit jeder Schönheit aus-
 geschmückt hatten, diese sind es, die das Auge des
 Kenners so lange und so angenehm beschäftigen. Er
 hört in einem von der Baukunst dazu eingerichteten
 Saale unsre Freundin, die Musik. Und nur dieser
 erlauben wir es, daß sie ihn aufhalten, und ihn nicht
 so gleich nach der Galerie oder in die Gärten, welche
 Venus und die Grazien reizender machen, zurückkehren
 lasse. Welch ein trauriger Anblick muß es für ihn
 seyn, wenn er, aus unsern Palästen, in einen Buch-
 laden, kömmt. Was sieht er da? Eine alte, bekannte
 verdrüßliche Sache, Bücher! Bedrucktes Papier voll
 Zeilen, die immer auf die vorige Art wiederkommen,
 und welches er, ihm doch einige Bierde zu geben, in ge-
 färbtes Leder einbinden lassen, und es irgendwo hin-
 stellen kann, daß eine Art von Symmetrie heraus-

komme. Jeder kann diese Papiere kaufen, jeder, wenn ihm nichts bessers einfällt, sie lesen. Es ist so was gemeines, so was wiederholtes, so was wohlfeiles, ein Buch! Man würde die Bücher gar nicht mehr haben, gar nicht mehr ansehen mögen, wenn sie nicht die gütige Hand der Kupferstecherkunst bisweilen ausschmückte. Wie viel vorzüglicher sind unsre Werke! Es ist kein geringer Theil der Ehre einer Nation, uns zu unterstützen, uns mit jeder Aufmerksamkeit zu unterscheiden. Die Baukunst macht das Leben durch die Bequemlichkeit und durch die Pracht der Werke, die sie errichtet, angenehmer. Die Bildhauerkunst, die Malerey, die Kupferstecherkunst belohnen und verewigen das Verdienst. Wer würde sich der großen Männer, der Lieblinge des Vaterlandes, so oft erinnern, wenn er ihre unvergänglichen Bildnisse nicht auf den öffentlichen Plätzen, und in den Galerien sähe? Wie traurig würde das Leben derer ohne Musik seyn, die sie kennen! Und wie wenige sind, die sie nicht, bis auf einen gewissen Grad, empfinden? Wir würden uns durch falsche Bescheidenheit schaden, wofern wir es nicht frey heraus sagten, daß wir uns nicht zu sehr zu schmeicheln glauben, wenn wir uns für schöner halten, als die Wissenschaften, denen man diesen Beynamen auch gegeben hat. Wir ahmen die Natur besser, als sie nach, weil wir, durch unsre Nachahmung unmittelbar auf die Sinne und durch ihr Hülfе zugleich auf die Eins

bildungskraft und aufs Herz wirken. Unsre Gegnerinnen arbeiten nur für die Einbildungskraft und fürs Herz. Außer dem, daß die Nachahmung, mit welcher wir der Natur folgen, reizender ist, so ist sie auch wahrer. Wir lassen uns in keine philosophische Untersuchung dieses wichtigen Vorzugs ein. Genug daß er da ist. Und überhaupt haben wir uns nicht viel in Untersuchungen einzulassen, da die Welt eben so von uns denkt, als wir von uns selbst denken. Belohnt sie uns nicht mit gleicher, und oft mit größrer Ehre, als die schönen Wissenschaften von ihr erhalten? Sie werden uns gewiß nicht vorwerfen, daß wir die Ehre weniger als sie suchen, oder daß wir nicht so fein darüber denken: Allein lebt man von der Ehre? Müssen sie nicht ganz andre Beschäftigungen als die, so sie am meisten lieben, übernehmen, um zu leben? Wir leben von unsern Werken; und oft machen sie uns so gar reich!

Unsre Gegnerinnen, sing die Philosophie an, haben ihre Ansprüche auf den Vorzug ein wenig lebhaft und mit einem Stolze vorgetragen, dessen eine gute Sache, vor einem Richter, wie der unsrige ist, noch niemals bedurft hat. überhaupt werden sie gestehn, daß sie uns seit je her weniger Gerechtigkeit, als wir ihnen, haben widerfahren lassen. Vielleicht sind das Genie und die Kenntniß, die zureichen, ihre Arbeiten hervorzubringen, nicht von eben der Höhe, und

von kleinern Umfange, als das Genie und die Einsichten sind, die zu unsern Werken erfordert werden. Wenigstens können wir diesen Stolz, mit dem ihr euren Vorzug vor uns behauptet, aus keiner andern Ursache herleiten. Wir haben diese eingeschränkte Art zu denken so wenig, daß wir dasjenige, was ihr für eure Sache noch hätten auführen können, hinzuthun wollen.

Der Eindruck, den die Religion auf jeden rechtschaffnen Mann macht, kann durch euch vergrößert werden.

Die Bildhauerkunst und die Malerey reizen die Andacht durch die Bilder, die sie aus der heiligen Geschichte nehmen und damit die vornehmsten Meisterstücke der Baukunst ausschmücken. Die Arbeiten der Kupferstecherkunst werden zwar zu dieser Absicht nicht gebraucht; allein dieß benimmt ihrem Verdienste nichts, welches sie um die rührende Vorstellung der Begebenheiten der Religion haben kann. Und zu welchen Empfindungen würde die Seele von der Musik erhoben werden, wenn sie in den Kirchen die wahre Sprache des Herzens und der Andacht zu reden und vornämlich hier ihre Stärke in ihrem ganzen Umfange zu zeigen veranlaßt würde!

Wenn wir dieser Unpartheylichkeit ungeachtet, dennoch den Vorzug vor den schönen Künsten zu verdienen glauben; so ist die Neigung, ihn zu erhalten,

zwar auch Eine Ursache davon: Aber es wird bey unsrer Sache doch vorzüglich auf die Gründe ankommen, die wir für uns anzuführen haben.

Unsre Gegnerinnen glauben schöner, als wir zu seyn. Wir verdanken es dem schnellen Urtheile unsers Richters, daß wir über diesen Punkt unsers Streits kurz seyn können. Dasjenige, so durch die Schönheit hervorgebracht wird, sind gewisse angenehme Vorstellungen und Empfindungen, die nach den Graden der Lebhaftigkeit, der Feinheit und der Stärke, die sie haben, die verschiedenen Grade des Schönen bestimmen. Wenn wir theils erweisen, daß wir eben die Eindrücke, die ihr macht, sehr oft mit mehr Feinheit, mit mehr Lebhaftigkeit und nicht selten mit größrer Stärke zu machen wissen; theils euch daran erinnern, daß von dem, so schön vorgestellt werden kann, so vieles ist, das eure Sprachen auf keine Art auszudrücken fähig sind: So werdet ihr uns zugestehen, daß wir nicht wenig Recht auf den Vorzug der Schönheit haben.

Diejenige unter euch, die nichts fürs Auge arbeitet, kann zwar vieles sagen, was die übrigen nicht sagen können; da sie aber wieder vieles von dem, was die übrigen vorstellen, nicht ausdrücken kann: So hebt sich gegen einander auf, und sie bleibt so eingeschränkt, als die übrigen.

Ihr arbeitet für die Einbildungskraft und fürs Herz; wir auch. Wir wirken unmittelbar auf diesel-

ben; ihr durch die Hülfe der Sinne. Dieser Umstand, der euch so vortheilhaft schien, ist euch, in einer gewissen Betrachtung, nachtheilig. Die Seele bleibt hierzu sehr an den sinnlichen Vorstellungen hangen, als, daß sie sich den Beschäftigungen der Phantasie und der Leidenschaft mit dem Feuer sollte überlassen können, mit dem sie es bey uns kann, da wir unmittelbar auf sie wirken.

Aber wenn auch dieß nicht wäre; mit welchen neuen Umständen und Bestimmungen, mit welchem ganz andren Schwunge, wissen wir die Gegenstände der Einbildungskraft, die in eurer Sphäre liegen, vorzustellen! Könnt ihr uns durch irgend eine Art von Abbildung oder von Harmonie, auf allen den Stufen nachsteigen, auf denen wir uns erheben? Und, in Absicht aufs Herz, wer hat jemals, bey einer Statue oder bey einem Gemälde, geweint? Die Musik allein nähert sich uns hier.

Jede Geschichte, die ihr vorstellt, ist, und muß die Geschichte eines Augenblicks seyn. Welche Reihen von ähnlichen, und oft schönern Augenblicken verbindet die *Äneis*! Welche Menge von Meistern müßte es seyn, die sie malen wollten! Wie lange müßten sie leben, um es zu thun! Und würde derjenige, der die *Äneis* nicht gelesen hätte, sie gesehen haben, wenn er durch diese unendlich lange Galerie gegangen wäre? Wie viel Neues, wie viel von euren Meistern

ungesagtes, würde er finden, wenn er nun den Witzgil läse!

Wenn wir überdies behaupten, daß es euren größten Meistern unmöglich ist, dasjenige, was dem Verstande schön ist, in irgend einer eurer Sprachen zu sagen; so werdet ihr uns zwar antworten, daß es euer Geschäft nicht sey, die Wahrheit auszudrücken: Aber hört der reizende Ausdruck der Wahrheit dadurch auf, ein Verdienst zu seyn, weil es über eure Sphäre ist, sie vorzustellen? Könnt ihr, weil ihr, weder durch Abbildungen, noch durch Töne, wie unser Young zu denken vermögt, deswegen leugnen, daß das, was er gedacht hat, nicht von der Nachwelt gedacht zu werden verdiene?

Aber wir eilen zu dem wichtigsten von dem, was wir für uns zu sagen haben. Unsere Verdienste um die Ausbreitung der Tugend sind viel größer, als ihr auch denn, wenn ihr es mehr wolltet, hier jemals haben werdet. Wir sind viel nützlicher, als ihr. Die Menschen moralischer zu machen, ist und soll so sehr unsere Hauptabsicht seyn, daß wir unsrer Neigung, zu gefallen, nur in so fern folgen dürfen, als sie uns zu diesem letzten Entzwecke führt. Wir erniedrigen uns und wir sind nicht mehr schön, wenn uns die moralische Schönheit fehlt. Die große Nation, die ehemals so viel von der Welt besaß, ist auch durch den Namen merkwürdig, den sie uns gab. Sie nannte uns die Wissenschaften der Menschlichkeit. Die Wahr-

heit dieser Benennung wird durch die Erfahrung ganzer Jahrhunderte bestätigt.

Eine Nation, die durch den Ackerbau, durch die Handlung, durch gute Geseze, und durch diejenigen Wissenschaften groß ist, die man sich angewöhnt hat, die Höhern zu nennen, (die Theologie allein sollte so genannt werden) ist eine glückliche Nation! Aber ist sie glücklich? Sie ist es nicht eher, als bis sie auch tugendhaft ist! Und wodurch wird sie dieses? Etwa durch den Reichthum? Durch Geseze, die weiter nichts, als den Schein der Tugend gebieten, und auch nichts mehr gebieten können? Durch die höhern Wissenschaften? Wodurch also? Durch die Religion, und durch die moralischen Wahrheiten, welche die Religion dem menschlichen Verstande zu finden übrig gelassen hat. Aber auf welche Art durch diese? Derjenige müßte ein merkwürdiger Fremdling in der Kenntniß des Menschen seyn, der behaupten wollte, es sey überflüssig, die philosophische, und die erhabnere Tugend der Religion dem Menschen lebenswürdig vorzustellen. Es ist dieß so wenig überflüssig, daß es nothwendig ist.

Die Religion selbst, in so fern die heiligen Schriften, in welchen sie enthalten ist, als menschliche Werke anzusehen sind, ich meine, in so fern sie sich zu der Denkart der Menschen herunterlassen, um dieselben zu unterrichten, und zu rühren, die Religion ist durch

Muster der Poesie und der Beredsamkeit offenbart worden, die sich der tieffsinigste Kenner nicht reizender, stärker, und erhabner denken kann. Und es ist keine geringe Ehre für uns, daß die Sprache, welche in der Offenbarung geredet wird, unsre Sprache ist. Unsre Lieblinge haben alsdenn die wahrste Höhe und die vielseitigste Nützlichkeit erreicht, wenn sie diesen großen Mustern auch nur von fern nachgefolgt sind. Die Religion hat das wichtigste von dem, was zur Ausübung der Pflicht gehört, theils wiederholt, theils offenbart. Sie hat der Untersuchung der Menschen fast nichts, als einige Entwicklungen ihrer erhabnen Lehren, übrig gelassen. Auch dieß gehört uns zu, es den Menschen auf eine Art zu zeigen, welche sie reizen kann, es nicht nur zu denken, sondern auch zu thun. Die Menschen also zur Ausübung ihrer Pflichten, das ist, zu demjenigen, warum sie leben, und in andern Welten leben werden, anzufeuern, und ihren Verstand, noch mehr, ihr Herz zu der Erreichung dieses letzten und höchsten Zwecks, zu erheben, dieser ist derjenige von unsern Vorzügen, worauf wir am meisten stolz sind, und ohne welchen uns der Vorzug unserer Schönheit, und jeder Anspruch auf Schönheit überhaupt klein vorkommen würde. Wir leugnen gar nicht, daß die schönen Künste nicht auch einige Reize über die Tugend ausstreuen können. Sie wissen, wie wir gegen sie gesinnt sind, und wir haben es ihnen im Anfange uns-

ter Vertheidigung nicht verborgen. Aber wir sagen es eben so frey heraus, daß ihre Verdienste um die Ausbreitung der Tugend nur gering sind. Es scheint, auf der einen Seite, ihrer Natur gemäß zu seyn, daß sie sich mehr bemühen, schön, als, durch Schönheit, zugleich nützlich zu seyn: Auf der andern Seite, ist das, was sie auszudrücken fähig sind, von so engem Umfange, und so wenig zureichend, jene Reihen mannichfaltiger Gedanken und Empfindungen hervorzubringen, die nothwendig sind, wenn die Menschen für die Tugend eingenommen werden sollen, daß die Einflüsse, die sie auf die Erreichung dieser wichtigsten aller Absichten haben, nicht anders als nur schwach seyn können. Wir wollen eine Nation annehmen, die auf die angeführte Art glücklich ist. Wird sie, wenn wir ihr über das, so sie schon besitzt, noch die schönen Künste geben, glückselig werden? Es ist wahr, die Musik, wenn sie ausgebreitet genug ist, wird einige rauhe Seelen etwas weniger rauh seyn lehren. Die Bildhauerkunst und ihre Schwestern werden den Geschmack am Vergnügen dadurch feiner machen, daß sie ihn auf schönere Gegenstände richten; eine Eigenschaft, die wir über dieß mit ihnen in denjenigen von unsern Werken gemein haben, in welchen die Neigung, nur zu gefallen, den viel erhabnern Entzweck, durch die Kunst zu gefallen, für die Tugend einzunehmen, verdrungen hat. Dieser feinere Geschmack am Vergnügen ist eine Art von Vor-

bereitung, die Eindrücke, die ein gutes Herz bilden, leichter anzunehmen; aber er ist auch weiter nichts, als eine Vorbereitung. Man gebe ihn einer Nation in seinem weitesten Umfange; und sie wird doch dadurch nur sehr wenig zur Tugend gereizt werden.

Aber man lasse sie unsre außerlesenen Werke besitzen; was fehlt ihr denn noch an Reizungen zur Tugend?

Man wird uns vielleicht einwenden, daß wir das Beispiel, welches große Männer geben, und die mächtigen Wirkungen desselben vergessen. Wie könnten wir unsern Stolz, unsre vorzüglichste Ehre vergessen? Haben wir nicht fast immer zur Bildung dieser großen Männer etwas beigetragen? Und wer erneut, wie wir, ihr Beispiel für die künftigen Jahrhunderte? Unsre Gegnerinnen haben dieß letzte Verdienst zwar auch: Aber haben sie es in dem Grade, als wir? Durch wen kennt die Nachwelt den Sokrates am besten, durch sie, oder durch uns?

Selbst den großen Männern, deren Beispiele von so ausgebreitetem moralischen Nutzen sind, fehlt etwas, wenn wir ihnen fehlen. Sie hören zwar dadurch nicht auf, tugendhaft zu seyn; aber ihnen fehlt doch eine Reizung mehr, es zu bleiben.

Allein man nehme uns einmal einer ganzen Nation. Die Sprache, ihr linker Arm, sey, weil wir von ihr nicht geschäft werden, ungelentig, mager, nervenlos! Sie sey weder zur Prosa noch zu der vortreff-

lichern Poesie fähig. Diese schweige, und schmücke die
 moralische Schönheit mit keinem neuen Reize; oder,
 wenn sie redet, so schläfre sie ein. Jede nützliche und
 wichtige Sache, die in guter Prosa glücklich gesagt
 werden kann, bleibe unbekannt; oder werde auf eine
 Art gesagt, daß man sie lieber nicht wissen mag.
 Die Geschichte, diese so nothwendige Oberrichterin, er-
 zähle keine große Begebenheiten, die Wege der Vor-
 sehung, und oft die Vorschriften der Nachwelt; oder
 verunstalte sich durch den Vortrag. Mich (denn heut-
 darf ich von mir selbst reden) sollen Schulmethode,
 Armseligkeit am guten Ausdrucke, und jene überflüssi-
 gen Untersuchungen verstellen, die nichts weniger, als
 die Kenntniß der Menschen und ihre Verbesserung, an-
 gehen. Ich sey nicht mehr die Führerin und die Freun-
 din des gesunden Verstandes, sondern eine Grüblerin,
 welche die von ihr erhitzte Einbildungskraft vergebens
 zu fesseln sucht. Diejenigen, so sich durch Unterredun-
 gen oder durch Briefe unterhalten, seyn von allem,
 was der falsche Wiß Plumpes oder Spielendes hat, so
 eingenommen, daß sie dadurch auch ihren Geschmack an
 moralischen Schönen verlieren. Die Erklärung der Of-
 fenbarung, die vorzüglich auf unsre Kenntniß gestützt
 werden sollte, weil die heiligen Bücher zugleich Mus-
 ter der Poesie und der Beredsamkeit sind, arte in theo-
 logische Spitzfindigkeiten aus. Die Beredsamkeit des
 Predigers sey gemein, schwach, wigelnd, ohne Ge-

danke, ohne Empfindungen, kurz, derjenigen erhabnen Religion ganz unwürdig, durch deren Hülfe sie unterrichten und rühren soll. Die Lieder, die ganze Versammlungen zur Andacht entflammen sollten, seyn, wenn es möglich ist, noch platter, und der entzückenden Religion noch unwürdiger. Es stehen keine rechtschaffnen Männer auf, die in andern Gedichten, aus jener reichen Quelle der Offenbarung schöpfen, und die Seele auf diese Art an ihren ganzen Werth, und an ihre Unsterblichkeit erinnern.

Wird einer solchen Nation nicht sehr vieles zu ihrer Glückseligkeit fehlen?

Und gleichwohl fehlt ihr nichts, als einige wenige Bücher. Unsere Gegnerinnen sahen in ihrer Vertheidigung die Bücher in einem sonderbaren Gesichtspunkte an. Und gleichwohl können diese Bücher die Seele mit mehr und schönern Bildern anfüllen, und das Herz zu lebhaftern und feineren Empfindungen fortreißen, als ihr jemals hervorbringen fähig seyd. Aber vielleicht mißfällt euch an den Büchern am meisten, daß sie länger, als eure Werke, dauern. Es ist mindestens eurer Aufmerksamkeit nicht ganz unwürdig, daß von der griechischen Nation, die so sehr aufgehört hat, eine Nation zu seyn, daß die istsige ihren Namen nicht mehr führen sollte, fast nichts wichtiges, als Bücher übrig geblieben ist. Ohne diese würden wir kaum wissen, daß sie da gewesen wäre. Die

Werke, die ihr unter dieser Mazon hervorgebracht hattet, sind mit ihr vergangen; und nur selten entdecken wir einige Ruinen davon. Unser Horaz sagt, und ihr werdet gestehen, daß er wahr geredet habe, er sagt von seinen Werken: Ich habe ein Denkmal vollendet, das dauernder, als Erz, und erhabner, als die königliche Pracht der Pyramiden ist; das weder verzehrende Regen, noch wüthende Winde, nicht die Reihen unzählbarer Jahre, nicht die Flucht der Zeit, zerstören werden. Wenn nun auch unsre Lieblinge von Werken, die vornämlich durch moralische und denn auch durch andre Schönheiten diese Unsterblichkeit verdienen, wenn sie, wie es wahr ist, von diesen Werken, nicht leben können; sind sie deswegen weniger schätzbar? Wenn wir unsern Young selbst eurem Raphael, mit Recht vorziehen, weil der erste der menschlichen Gesellschaft mehr genützt hat, als der letzte; verdient der vortrefflichere diesen Vorzug deswegen weniger, weil gewisse Nebenumstände da sind, die dem andern durch seine Arbeiten reich gemacht haben? Denn so lächerlich es seyn würde, sich wider die Neigung, Geld zu gewinnen, überhaupt zu erklären; so klein und erniedrigend würde man von euch und uns denken, wenn man unsern Werth mit diesem Maße messen wollte.

Als die Philosophie ihre und ihrer Freundinnen Sache auf diese Art vertheidigt hatte, so erwarteten beide Theile den Ausspruch ihres Richters mit einer

Unruhe, die Virgil unnachahmbar und unüberseßlich beschrieben hat, wenn er sagt:

trepidantia haurit

Corda pavor pulsans laudumqu' arrecta cupido.

Es schien, als wenn der Geschmack über die Art, auf welche er sein Urtheil sprechen wollte, nachsänne. Dieß kam nicht daher, daß er ungewiß war, welcher Parthey er den Vorzug derjenigen Schönheit geben sollte, die, so reizend sie auch an sich selbst ist, doch nichts anders, als die Aufwärterin der viel erhabnern moralischen Schönheit seyn soll; da, auf der andern Seite diese Urheberin der wahrsten menschlichen Glückseligkeit nichts geringers als eine Grazie zur Aufwärterin haben kann: ich sage, der Geschmack war, wegen der Entscheidung über jenen ersten Vorzug, nicht ungewiß. Die schönen Wissenschaften haben sogar behauptet, daß er ihre Gegnerinnen mit einem gewissen zärtlichen Mitleid angesehen habe. Sein noch daurendes Stillschweigen entstand am meisten von dem Zweifel, in welchem er war: Ob er sich auch, das mit zu berühren, einlassen wollte: daß diejenige Parthey vorzüglichere Unterstüzungen des gemeinen Wesens verdiene, die, durch größere moralische Schönheit nützlicher, als die andre sey? Doch sein Zweifel währte nicht lange. Er sahe bald, daß er diese Entscheidung der Politik zu überlassen habe. Er wollte eben an-

fangen zu reden, als er durch einen Zufall unterbrochen wurde.

Die **Tanzkunst**, die bisher nicht zugegen gewesen war, erschien auf einmal mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Sie erfuhr bald, was vorgegangen war, und worauf man wartete. Die schönen Wissenschaften konnten eine gewisse Freude über die Ankunft der **Tanzkunst** nicht verbergen. Ihre Gegnerinnen waren auch ein wenig misvergnügt darüber. Denn ob sie gleich nicht recht einsahen: Was ein moralischer Vorzug eben zu bedeuten haben sollte; so hatte sie doch die Bärtlichkeit, mit der sie der Geschmack angesehen hatte, so furchtsam gemacht, daß sie nicht ganz ohne Ahndung waren, daß jener Vorzug doch vielleicht von einigem Gewichte seyn könnte. Der **Tanzkunst** kam es sonderbar vor, daß man einer Schönheit, die sie kaum dafür erkennen wollte, nur hätte erwähnen können! Und überhaupt war sie so misvergnügt darüber, daß sie nicht wäre gerufen worden; bezog sich so lebhaft darauf, wie sie für sich und ihre Freundinnen geredet haben würde; und drang so sehr auf eine neue Versammlung, in welcher sie die gemeinschaftliche Sache führen wollte, daß sich der Richter entschloß, die Partheyen ohne sein Endurtheil von sich zu lassen.

VII.

Eine Beurtheilung

**der Winkelmannischen Gedanken über
die Nachahmung der griechischen Werke
in den schönen Künsten.**

Aus dem Nordischen Aufseher 3. Bd. 150. St.

1. The first part of the paper is devoted to a discussion of the general principles of the theory of the structure of the atom.

2. In the second part, the author discusses the results of the experiments carried out by him and his colleagues.

3. The third part of the paper is devoted to a discussion of the results of the calculations carried out by the author.

4. The fourth part of the paper is devoted to a discussion of the results of the calculations carried out by the author.

5. The fifth part of the paper is devoted to a discussion of the results of the calculations carried out by the author.

Winkelman ist den Liebhabern der schönen Künste zu bekannt, als daß ich etwas zu seinem Lobe zu sagen nöthig hätte. Unterdeß wird es nicht überflüssig seyn, einige noch mehr in den Stand zu setzen, ihn richtig zu beurtheilen. Außer diesem Zwecke habe ich noch den, ihm durch Kritiken meinen Beyfall zu bezeigen. Ich weiß sehr wohl, daß, um dieser Art des Beyfalls einen rechten Werth zu geben, die Kritiken noch strenger seyn müssen, als ich sie machen kann; unterdeß werden die meinigen diesem großen Kenner doch zeigen, wie sehr mich seine Werke interessirt haben.

Der Titel von seiner ersten Schrift ist dieser: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst.

Der einzige Weg für uns unnachahmlich zu werden ist die Nachahmung der Alten. Ich würde diese Einschränkung hinzusetzen: In denen Arten der Schönheiten, die sie erschöpft haben. Denn welches Genie würde nicht erschrecken müssen, wenn es sich nicht er-

lauben dürfte, an der Allgemeinheit jenes Satzes zu zweifeln. Haben zum Exempel die Griechen die Vorstellungen ausdrücken können, die wir uns von Engeln machen müssen? Aber wie vortrefflich haben sie nicht oft die Götter vorgestellt. Sollten wir nicht die Engel so machen? Gewiß nicht völlig so. Wir sollten jene Vorstellungen der Götter übertreffen. Bisher zwar sind wir von diesem übertreffen sehr weit entfernt gewesen. Wir malen Kinderchen, Frauenzimmer, und wenn wir uns recht hoch schwingen, schöne Jünglinge, geben diesen Figuren Flügel, und bilden uns ein, Engel vorgestellt zu haben. So gar Raphaels Michael ist ein Jüngling; und er sollte doch wenigstens ein Jupiter seyn, der eben gedonnert hat. Wenn nun Raphael vollends einen Todesengel hätte machen sollen, z. B. einen, durch dessen bloßen Anblick der erstgeborne Sohn Pharaos niederfällt. Michael Angelo also, wird man sagen, Mein der auch nicht. Denn er übertrieb zu oft. Der Contour des wahren Großen ist sehr fein. Wenn die Hand nur ein klein wenig rucht; so kann es übertrieben werden. Wer also? Vielleicht ein noch ungeborener Künstler, dem es aufbehalten ist, die heilige Geschichte würdig vorzustellen, nämlich die meisten schon oft wiederholten, neu, und dann viele sehr erhabne, die noch niemals gemacht worden sind. Wie würde ich mich freuen, wenn er schon lebte, und dieses läse. Es ist es, der noch viel was anders sagen

würde, als die Griechen haben sagen können. Gott vorzustellen, würde er sich niemals unterfangen, niemals! Aber den Versöhner der Menschen einigermaßen würdig abzubilden, würde er alle Kräfte seines Genies anstrengen, und sich den großen Empfindungen, welche die Religion giebt, ganz überlassen.

„Die Kenner und Nachahmer der griechischen Werke finden an ihren Meisterstücken nicht allein die schönste Natur; sondern noch mehr als Natur. — —“ Wenn es noch Natur ist, verschiedene zerstreute Schönheiten mit Urtheile in Einem Bilde zu vereinigen; so sehe ich nicht recht ein, was diese idealische Schönheit, dieses noch mehr als Natur seyn soll. Doch vielleicht könnte man einen höhern Grad desjenigen Vortrefflichen, das wir gesehen haben, so nennen. Auf diesen Stufen über der schönsten Natur würde ein Künstler auf und niedersteigen, der es unternähme Engel zu bilden.

„Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke ist eine edle Einfalt, und eine stille Größe so wohl in der Stellung als im Ausdrucke.“

„Alle Handlungen und Stellungen der griechischen Figuren, die mit diesem Charakter der Weisheit nicht bezeichnet, sondern gar zu feurig und wild waren,

„verfielen in einen Fehler, den die alten Künstler
„Parenthyrsos nannten.“

Es kommt bey den Künsten überhaupt sehr darauf an, daß die Meister in denselben die feine Linie des Schönen finden. Unterdeß ist der Parenthyrsos meistens viel eher zu entdecken, als wenn die stille Größe ein wenig zu ruhig ist. Raphaels Christus am Ölberge hat mich zu dieser Anmerkung veranlaßt. Er hat nichts von dem, was die Schrift so stark ausdrückt, indem sie sagt: Und es kam, daß er mit dem Tode rang, und heftiger betete.

„Die Geschichte der Heiligen sind seit einigen Jahrhunderten der ewige und fast einzige Gegenstand der neuern Maler. — — Hierauf wird vorgeschlagen, mehr allegorisch zu malen, als bisher geschehen ist.“

Die beyden Hauptfehler der meisten allegorischen Gemälde sind, daß sie oft gar nicht oder doch sehr mühsam verstanden werden, und daß sie, ihrer Natur nach, uninteressant sind. Man male eine fast gleichgültige Scene aus der Geschichte, und man zeige eine fast außerlesene Versammlung von den abstrakten Ideen, die wir allegorische Personen zu nennen pflegen; die erste wird dennoch mehr gefallen. Ich bin sehr damit zufrieden, daß man endlich aufhöre, die Mythologie zu malen, man hätte schon lange aufhören können;

aber die wahre heilige und weltliche Geschichte sey dasjenige, womit sich die größten Meister am liebsten beschäftigen. Welch ein weites Feld! und wie interessant kann man hier besonders alsdann seyn, wenn die rechten Momente gewählt werden. Man kann so gar das Wiederholte wiederholen, und dennoch neu seyn. Zuerst will ich (so müßte der junge Künstler, der sich fühlt, zu sich selbst sagen) zuerst will ich für die Religion arbeiten! Hierauf soll die Geschichte meines Vaterlandes mein Werk seyn, damit auch ich etwas dazu beyntrage, meine Mitbürger an die Thaten unsrer Vorfahren zu erinnern, und denjenigen Patriotismus unter uns wieder aufzuwecken, der sie beseelte! Hierauf — — doch weder mein Leben, noch vieler anderer, reicht zu, jene Unternehmungen bis zu einer gewissen Vollständigkeit auszuführen. Die heilige Geschichte also, und die Geschichte meines Vaterlandes — — Die andern mögen die Geschichte ihres Vaterlandes arbeiten. Was geht mich, wie interessant sie auch ist, so gar die Geschichte der Griechen und Römer an? — — Aber wenn nur die Kupferstecher ihre unermüdete Gütigkeit behalten, und unsre Copisten bleiben! denn nur durch ihre Hülfe können unsre Arbeiten einen ausgebreiteten Nutzen haben. Ein verschlossnes Manuscript, und ein gedrucktes Buch sind zwey sehr verschiedene Sachen. Wenn sie nur nicht aufwachen, und sich erinnern, daß

es ihnen niemand wehrt, so wohl wie wir, Erfinder, Zeichner und Alles zu werden. — —

Wie kann man gewiß sehn, daß sie niemals aufwachen werden? Und wenn sie erst einmal recht aufgewacht sind, so schlafen sie gewiß nicht wieder ein. Da führen wir dann unser unbemerktes Leben in dem Exilio irgend eines Kabinetts oder einer Galerie! Und dann kommt noch überdieß die grausame Zeit, und wischt uns unsre geliebte Farbe weg. — — — Wenn ich der Sache recht nachdenke, so sehe ich nicht ein, warum ich denn nothwendig ein Maler werden muß? — — — Die Colorit — — haben nicht die großen Kupferstecher etwas, das der Colorit sehr nahe kommt? Aber die Maler werden mehr geehrt. Vielleicht nicht von allen Kennern. Und wird man denn in diesem Vorurtheile bleiben, wenn die Kupferstecher aufhören, nichts als Copisten zu seyn? — — Mein Entschluß ist gefaßt. Es sey denn! Weniger Ehre; aber mehr Nutzen! Vielleicht würde selbst Apelles so gedacht haben, wenn diese Kunst, deren vervielfältigte Werke so gar länger als der Marmor aufbehalten werden, zu seinen Zeiten erfunden gewesen wäre. Und vielleicht auch nicht weniger Ehre. Begeistre du mich nur, Genie der Erfindung und der Zeichnung, und leite meine Hand, daß ihr die Linie der Schönheit glücke; so — — ist dieß

nicht zu kühn gedacht? nein, nicht zu kühn, wenn ich es ausführe! so soll es noch Gemälde geben, die Kopien von Kupferstichen sind. — — —

„Patthasius hat so gar den Charakter eines ganzen Volkes ausdrücken können. Er malte die Athener, wie sie gütig und zugleich grausam; leichtsinnig und zugleich hartnäckig; brav und zugleich feige waren. Diese Vorstellung ist allein durch den Weg der Allegorie möglich.“

Außer daß sie undeutlich und uninteressant hat seyn müssen; so hat sie auch, um die angezeigte Absicht zu erreichen, nicht anders als sehr gezwungen seyn können.

Es ist wahr, „daß Rubens der Vorzüglichste unter den großen Malern ist, der sich auf den unbetretenen Weg der allegorischen Malerey gewagt hat,“ allein, was wir an Rubens am meisten bewundern, ist gewiß die Vermischung allegorischer Personen mit historischen nicht. Er kann uns hier eben so wenig gefallen, als uns Milton gefallen kann, wenn er die Sünde und den Tod mit den wirklichen Personen, den Engeln und den Menschen zugleich handeln läßt. Solche Zusammensetzungen sind sehr gute Exempel zu der bekannten Stelle aus dem Horaz:

Delphinum silvis appingunt.

„Der Künstler hat ein Werk nöthig, welches aus
 „der ganzen Mythologie, aus den besten Dichtern
 „alter und neuer Zeiten, aus der geheimen Weltweis-
 „heit vieler Völker, aus den Denkmalen des Alter-
 „thums auf Steinen, Münzen und Geräthen, diejeni-
 „gen sinnlichen Figuren und Bilder enthält, wodurch
 „allgemeine Begriffe dichterisch gebildet werden.“

Die Mythologie gehört hier nicht her. Wenn wir
 den Homer lesen, so sehen wir seine Götter als Per-
 sonen an, die von den Heiden für wirklich sind gehal-
 ten worden. Sie sind also, in so fern wir uns an
 die Stelle der Griechen setzen, welches wir bey der
 Lesung des Homer thun müssen, historische Personen
 für uns. Sie werden freylich nicht völlig historische
 Personen für uns, weil wir sie nicht glauben; unterdeß
 sind sie doch von ganzen Nationen geglaubt worden, und
 dieß ist zu einem gewissen Grade von Antheil,
 den wir an ihren Thaten nehmen, zureichend. Nicht al-
 lein der Umstand, daß sie von ganzen Nationen als wirk-
 lich geglaubt worden sind, hindert, daß wir sie nicht
 als allegorische Personen denken mögen; sondern sie
 würden auch meistentheils sehr gezwungne und unvoll-
 ständige Bilder von allgemeinen Begriffen seyn. Nun
 stelle man sich ein Gemälde vor, auf dem wirkliche Per-
 sonen, allegorische, und mythologische wären. B. E.
 Leonidas werde vom Mars nach Thermopylä ge-

führt. Die Freyheit streue Blumen vor ihm her; und die Unsterblichkeit winke ihm von der Spitze der thermopylischen Gebirge entgegen. Erst Leonidas! Ein sehr ernsthafter und wahrer Gedanke, der unsre ganze Seele interessirt. Ein großer Mann, der wirklich einmal gelebt hat, und sich nicht etwa nur der Gefahr für sein Vaterland zu sterben ausgesetzt hat; sondern der einem gewissen Tode für dasselbe entgegen gegangen ist. Und nun Mars. Was soll Mars bey ihm? Wir bemühen uns vergebens, ihn in der Gesellschaft des Leonidas gern zu sehen. Er ist ein bloßes Phantom für uns, ob wir gleich wissen, daß ihn die Griechen für einen Gott gehalten haben. Soll er den Krieg bedeuten? Wie viel verderbt uns diese in Panzer gekleidete abstrakte Idee. Eben so ist es mit der Freyheit und der Unsterblichkeit. Sie sind etwas Fremdes, etwas Fabelhaftes, das wir bey dem wirklichen Leonidas nicht haben mögen. Er steige mit dem Ernste und der Ruhe, mit der er sich für sein Vaterland aufopfert, das jähe Gebirge hinauf. Einige junge Spartaner begleiten ihn voll Ehrfurcht und zurückgehaltenen Ungestüm; einige erwarten ihn oben, und schmücken sich zum Gesechte, oder werfen ihm Lorbeerfränze entgegen, die sie in das Blut eines noch rauchenden Opferthiers getaucht haben.

Ich bin unterdeß nicht so sehr gegen die Allegorie,

daß ich nicht zugestände, „daß der Geschmack in unsern
„heutigen Verzierungen in der Baukunst durch ein
„gründliches Studium der Allegorie gereinigt werden,
„und Wahrheit und Verstand erhalten könnte.“

Nicht allein hierzu, sondern auch zu Bignetten und
Medaillen sind simple und deutliche Allegorien sehr
brauchbar. Allein zur Verschönerung des Vortrefflichsten,
was die Künste hervorbringen können, der historischen
Werke, müssen sie nichts beitragen wollen.

VIII.

U r t h e i l e

über die poetische Composition
einiger Gemälde.

Aus dem Nordischen Aufseher 3. Bd. 173. St.

1117

1117 1117

1117 1117 1117 1117

1117 1117

1117 1117 1117 1117

1117

Man urtheilt von den schönen Künsten nicht richtig genug, wenn man allein bey dem Vergnügen stehen bleibt, daß sie uns machen. Und gleichwohl giebt es unter den feinsten Kennern derselben nicht wenige, welche sie bloß von dieser Seite ansehen. Dieses Vorurtheil kann junge Leute, welche bey der Wahl ihrer künftigen Lebensart nicht ihrem Genie allein folgen, sondern auch aus moralischen Gründen handeln wollen, von dem Vorsatz, durch eine der schönen Künste groß zu werden, abschrecken. Es kann überdieß auch den Einfluß haben, daß die Bemühungen derer, welche die schönen Künste zu kennen und zu befördern suchen, für geringschätzig gehalten werden.

Ich will jetzt nicht von der Musik, sondern nur von denen Künsten reden, die fürs Auge arbeiten. Welche Eindrücke kann der Zeichner und derjenige, der den Entwürfen desselben im Marmor, oder durch Farben, oder auf der Kupferplatte folgt, welche Eindrücke können sie auf unser Herz machen, wenn sie, (um dieses Nutzens der Künste vornämlich zu erwähnen) die

heilige Geschichte würdig vorstellen. Dieß ist eine Erfahrung, welche selbst diejenigen oft gehabt haben, welche, wie sehr sie auch vom Geschmacke verlassen sind, dennoch nicht haben hindern können, daß sie nicht von irgend einem außerordentlich starken Werke eines Meisters wären hingerissen worden. Wer kann z. E. einem Rembrandt widerstehen, wenn in einer seiner Arbeiten, der Erlöser in einem weiten und hohen Todtengewölbe mit der Stille und der Majestät der Allmacht steht, und weit unter seinen Füßen der erwachte Lazarus seine Arme (nur diese sieht man) aus einem tiefen Grabe nach seinem großen Helfer emporstreckt. Wenn die würdige Vorstellung der heiligen Geschichte solche Wirkungen in unsrer Seele hinterlassen, und daher so große Einflüsse auf unsre Handlungen haben kann; so kann man nicht sorgfältig, ich möchte sagen, nicht kritisch genug seyn, dieser Würdigkeit, diesem Edlen, diesem Erhabnen einer solchen Vorstellung nichts zu vergeben. Dieß ist die Ursach, warum ich einige biblische Werke berühmter, und auch in ihren Fehlern nachgeahmter Künstler, in Absicht auf ihre Entwürfe untersuchen will. Wenn die Liebhaber mythologischer Arbeiten auch diese beurtheilt sehen möchten; so muß ich ihnen mein Bekenntniß ablegen, daß ich diese Arbeiten für uninteressant, und durch die öftere Wiederholung noch gleichgültiger halte. Selbst wenn sie von der Hand eines Meisters ausgeführt worden sind, was

können wir dabei denken? Sind sie allegorisch? oder historisch? Sie sind weder das eine noch das andre. So bald wir sie uns als allegorisch vorstellen wollen; so erinnern wir uns gleich, daß es Völker gegeben hat, die diese Personen als wirkliche gedacht haben; dazu kommt noch, daß sie verschiedene Eigenschaften haben, die keiner allegorischen Bedeutung fähig sind. Wollen wir sie uns als historisch denken; so muß uns gleich einfallen, daß sie Phantomen des Aberglaubens waren. Wir haben also sehr unbestimmte Vorstellungen davon. Und kann man sich für ein unbestimmtes Object interessiren? Gleichwohl hangen die Künstler noch immer an der Mythologie. Die vornehmste und fast einzige Ursach hiervon ist ihre Neigung Machttheiten zu malen. Wenn sie nicht fürchteten, durch gewisse Machttheiten, verführende Eindrücke zu machen; so sollten sie sich doch wenigstens schämen, daß sie nichts Neues sagen, und Wiederholungen, welche die Griechen schon angefangen, und die Römer und die Neuern so lange fortgesetzt haben, noch jetzt wiederholen. Ich kann's nicht genug ausdrücken, wie unbeschreiblich kalt mich diese Vorstellungen lassen. Wenn sie von einer Meisterhand ausgeführt worden sind; so sehe ich zwar einen schönen Leib; aber ich wollte auch eine Seele drin haben.

Ich komme zu den biblischen Werken zurück. Sie sollten das Genie und die Hand selbst desjenigen Mei-

sters, der das Unglück hätte, ohne Religion zu seyn, vornämlich beschäftigen, weil sie so sehr interessant sind. Welch ein weites Feld, das aber noch größtentheils angebaut ist. Wenn man die Stücke abrechnet, die bloße Wiederholungen sind, wie viele rührende Situationen und Zeitpunkte sind noch unausgearbeitet. Vielleicht wage ich's in einem der folgenden Blätter einige neue Entwürfe zu geben. Dieses und noch ein künftiges hab' ich zu einer kurzen Beurtheilung einiger bekannter Werke bestimmt.

In einem Gemälde, das die Familie Jesu vorstellt, beschäftigt Raphael die Elisabeth zu sehr damit, daß sie ihrem Sohne die Arme hält, damit er die Hände gegen das Kind Jesus falte. Sie könnte dieß thun; es müßte aber nicht ihr Hauptgeschäft, sondern in ihrem Gesichte mehr Aufmerksamkeit auf das Kind und die Mutter seyn. Joseph stützt sich auf den Arm. Dieß so wohl, als seine Miene zeigen ihn zu ruhig. Er sollte mehr Antheil nehmen. Das Kind Jesus selbst hat nicht Edles genug im Gesichte. Sonst ist dieses eins von Raphaels schönsten Werken.

In einer Maria von eben demselben ist die Stellung und die Miene Johannes, der das Kind anbetet, vortrefflich. Auch das Kind Jesus hat mehr Edles als in dem vorigen, und eine sehr reizende Ruhe. Nur hätte dieser große Maler seinen Namen nicht auf dem Saume der Maria anbringen sollen.

Wenn man erlauben will, daß eine Person eines Gemäldes demjenigen, der es ansieht, etwas zeigt, so hätte, wie mir es vorkommt, ein junger Johannes in der Wüste von Raphael gar keinen Fehler. Es ist ein Meisterstück von Simplizität und ungeschmückter Schönheit, sowohl in Absicht auf die Person, als auf die Gegend. Johannes weist auf ein Kreuz, das er vor sich hat.

Ein Engel Michael von eben diesem großen Maler, der auf einen überwundenen Drachen tritt, ist zwar sehr schön; allein die Nebenfiguren, die ihn umgeben, gehören fast alle zu einem Sabbathtanz und haben etwas komisches. Auch sollte die Hauptperson keinen Born, sondern die Ruhe im Gesicht haben, die in einem andern Engel Michael, der auch von Raphael ist, einen so vortrefflichen Effekt macht.

Ein Evangelist Johannes von ihm, der auf einem Adler in den Wolken schwebt, und viel Andacht und Heiterkeit hat, sollte kein Dintefäß in der Hand halten, und mit keiner Feder auf eine dicke Tafel schreiben.

Noch ein junger Johannes in der Wüste von ihm ist fast vortrefflicher als der vorige. Oben an dem Kreuze, auf welches er auch hier zeigt, ist Feuer, das der Wind bewegt, und in seinem Gesichte eine gemilderte Unruh, die sehr für das Stück interessiert.

Jesus in Gethsemane von Raphael. Fürs erste ist die gewöhnliche falsche Vorstellung darin, daß der Engel einen Kelch hält. Der Engel kam, Jesum zu stärken. Der metaphorische Ausdruck vom Kelche, den Jesus in seinem Gebete braucht, würde auch alsdann hier nicht her gehören, wenn es auch erlaubt wäre, Metaphern zu malen. Fürs andre ist in der Stellung und der Miene des Versöhners nichts, gar nichts von dem, was die Schrift mit den Worten zu beschreiben anfängt: Und es kam, daß Er mit dem Tode rang. Niemals ist ein großer Maler so weit unter seinem Subjet gewesen, als hier Raphael. Wenn es bey irgend einem Subjet erlaubt ist, unter demselben zu seyn, so ist es bey diesem; aber so weit darunter zu seyn, das war keinem Raphael erlaubt.

Ein Gesicht des Ezechiel von ihm. Die Hauptperson ist edel. Aber die beyden kleinen Engel, die unter Hesekiels Armen schweben! Die Begriffe, die wir uns nach der Schrift von den Engeln machen müssen; und dann sie als Kinder vorzustellen, welcher Kontrast! Ich kann diese Vorstellungen auch besonders deswegen nicht aushalten, weil sie so viel Ähnliches mit den Genien haben, mit welchen die meisten unserer neuesten Künstler so verschwenderisch sind.

Eine Maria mit dem Kinde Jesus von Raphael. Dieß ist das schönste Kind Jesus, das er

gemalt, weil er ihm einen gewissen reizenden Tieffinn gegeben hat.

Eine Maria mit dem Kinde Jesus von Benvenuto Garafalo. Die Mutter kniet bey dem schlafenden Kinde, gegen ihr über kniet ein Engel, der eine Dornenkrone über das Kind hält. Dieser Gedanke ist neu und schön; aber dadurch zu weit getrieben, daß oben im Himmel eine Menge Engel die Instrumente der Leiden des Erlösers halten.

Eine Maria von Andreas Ringi von Affise. Engel bringen dem Kinde Jesus Weintrauben. Wenn es jemals erlaubt werden kann, Engel als Kinder vorzustellen; so ist es hier. Das Kind Jesus hat viel Edles; die Mutter aber was Gemeines. Zween Engel auf einem Baume spielen zu sehr. überhaupt wäre es ein ganz anderer und würdigerer Gedanke gewesen, wenn das Kind Jesus von Engeln in einer Pracht und Hoheit, wie sie ihnen der Maler nur hätte geben können, angebetet worden wäre.

Pfingsten von Gaudenzio Ferrari. Wie kann ein Maler, der die Mutter Christi in so erhabener Andacht und mit so feyerlichem Ernste vorzustellen wußte, darauf verfallen auf eben dem Gemälde einem der Apostel eine Kardinalskleidung und Ringe zu geben.

Eine Auferweckung Lazari von Hieronymus Mutien. Christus und die beyden Schwestern

sind vortrefflich; aber Lazarus, der, schon ohne Leichentücher, aufgehoben wird, ist zu erschrocken.

Die Schlagung des Felsen von Romanello. Moses steht so und hält sein Kleid auf eine Art zurück, als wenn er nicht besprüht werden wollte. Wie konnte Moses bey einer so großen Begebenheit hieran denken?

Eine Anbetung der Hirten von Feti. Man kann nicht leicht etwas gezielteres sehen, als die Stellungen und Mienen der Maria, die sich über das Kind Jesus beugt, und des Engels, der ein Tuch hält, auf welchem das Kind liegt. Kaum ist dieser Maler werth ein andres Stück, das der Schutzengel heißt, gemacht zu haben. Der Engel und der Knabe, den der Engel hält, und gen Himmel weist, sind beyde sehr edel.

Der reiche Mann auch von Feti. Bey der Tafel ist eine Statue einer Pomone, der ein junger Faun einen Fruchtkorb hält.

Johannes, der in der Wüste predigt, von Mola. Unter den vielen ernsthaften Zuhörern steht ein Mohr an einem Baume in einer komischen Aufmerksamkeit. Bey Johannes weidet ein Lamm. Es ist wahr, daß es sehr schön weidet; aber dieß kann mich doch nicht mit dem falschen Gedanken ausöhnen, daß man eine Vergleichung malt, die in einer Rede gebraucht worden ist.

Christus, der sein Kreuz trägt, von Andreas Sacchi. Es ist wenigen geglückt, unserm Erlöser eine so erhabne Miene zu geben, und ihn auf eine so würdige Art leidend vorzustellen, als diesem Maler. Wenn dieses vortreffliche Stück dadurch nur nicht so viel verlöre, daß die Veronica das auf dem Tuche abgedruckte Gesicht Christi zeigte. Wenn diese Geschichte auch keine Legende wäre, so gehörte sie doch gar nicht hieher.

Paul Veronese hat die Jünger von Emmaus, wie sie Christum erkennen, zweymal gemacht. Die Stücke sind in Betrachtung der Hauptpersonen vortrefflich. Allein es ist sonderbar, daß ein so großer Mann beydemal Kinder mit Hunden unter dem Tische spielen läßt, und dieß noch dazu das einmahl auf eine so komische Art, daß man in dieser Vergleichung, von der Werst sein völlig ausgezmaltes Kaninchen, da Adam und Eva die Stimme ihres Richters im Garten hören, gern verzeiht.

Fortsetzung.

Aus dem Nordischen Musseher 3. Bd. 174. St.

Ich fahre fort, Anmerkungen über die Composition einiger Gemälde zu machen, welche Stücke aus der heiligen Geschichte vorstellen. Ich könnte viel umständlicher bey der Beurtheilung dieser Arbeiten seyn; aber ich würde alsdann, für diese Blätter zu weitläufig werden: und es ist zu meinem Zwecke genug, nur diejenigen Fehler vornämlich zu bemerken, welche der Würde und der Hoheit der Materie nachtheilig sind. Die heilige Geschichte muß mit dem Tiefsinn, der Feyerlichkeit und dem Ernste der Religion selbst vorgezogen werden. Wo diese fehlen, da fehlt dem besten Zeichner und dem besten Ausbilder der kühnsten und

glücklichsten Zeichnung sehr vieles. Wer hier nicht mehr fodert, als gewöhnlich geleistet worden ist, der weiß nicht, wozu er berechtigt ist, und der ehrt die Künstler zu wenig, indem er nicht genug von ihnen fodert.

Ist z. E. derjenige (um etwas Allgemeines zu sagen) nicht viel zu gütig, der nicht eine ganz andre Vorstellung der Engel verlangt, als wir bisher gesehen haben? Die Vorstellung der Engel als Kinderchen, oder als Köpfe in den Wolken, sind zu weit unfer der Kritik, als daß ich davon etwas sagen mag: aber was sind denn die größern Vorstellungen dieser erhabnen Geister? Sind sie viel mehr, als Frauenzimmer mit Flügeln? Ich wenigstens kenne nur sehr wenige Ausnahmen. Waren denn die Griechen nur allein fähig in den Köpfen und in den Stellungen ihres donnernden Jupiters alles, was erhaben ist zu vereinigen? Es ist einer der sonderbarsten Kontraste, daß wir, die wir keinen Engel vorzustellen wissen, uns doch unterstehen, Gott den Vater zu malen. Es gehört zwar nicht eigentlich hieher zu bemerken, daß dieß auch der größte Künstler niemals unternehmen sollte; unterdeß kann ich doch nicht unterlassen zu sagen, daß es beynahe wider die Religion ist, dieß zu thun, und außer dem unmöglich ist, dieser Vorstellung nicht völlig zu unterliegen.

Die obige Anmerkung zu bestätigen, daß wir

Frauenzimmer mit Flügeln, für Engel, malen, dient im hohen Grade ein Stück von Paul Veronese in einer Heirath der heiligen Catharine. Der Engel spielt auf der Laute. Man nehme ihm die Flügel und den Glanz auf dem Kopfe; so ist er eins von den jüngsten Frauenzimmern.

Dominicus Sampieri hat einen Adam und Eva gemacht, die gerichtet werden. Adams Stellung und Miene hat etwas Gemeines, indem er auf Eva weist, daß sie ihn verführt habe.

Eben so etwas Gemeines haben alle drey Gesichter auf einem Gemälde von Raphael, das Maria, das Kind Jesus, und den jungen Johannes vorstellt.

Lucas Congiagi hat Christum am Kreuze gemalt, der eben ausruft: (die Worte stehen darunter) Mein Gott, warum hast du mich verlassen? — — Es ist so vortreflich gemacht, daß die Worte darunter nicht nöthig wären. Er sieht so gen Himmel, und ruft auf eine solche Art, daß es Niemand mit dem übrigen, was der Erlöser sonst am Kreuze gesagt hat, verwechseln konnte. Mir gefällt die Simplicität der Erfindung auch nicht wenig, daß Christus ganz allein ist.

Ein Johannes der Täufer von Mola mit den Worten darunter. Johannes sahe Jesus zu sich kommen, und sagte: Siehe das ist Gottes Lamm. — Fürs erste ist Johannes viel zu ruhig, für diese Bege-

benheit; dann hat er etwas sehr Gemeines; und dann hat Christus, der in der Ferne kömmt, nichts von dem, was wir bey der Abbildung desselben zu erwarten berechtigt sind.

Eine Tochter Pharaons, die Moses findet, von Poussin. Der Nil mußte hier nicht als ein Flußgott vorgestellt werden.

Das Stillschweigen von Carrache, ist eine von den glücklichsten Erfindungen, die man sehen kann. Das Kind Jesus schläft; Johannes berührt leise den Fuß desselben, die Mutter winket dem Johannes, daß er ihn nicht aufwecken solle. Jeder andre Maler, und vielleicht Raphael selbst, würde hier etwas Spielendes hineingebracht haben, bey Carrache ist alles lauter Ernst.

Ein Stück von Valentin. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Das Gesicht und die Stellung Jesu sind sehr simpel und sehr würdig.

Die berühmte Verkündigung Christi von Raphael ist, mich deucht, nicht ohne Fehler. Elias schwebt nicht mit dem Anstande, wie Moses. Außer den drey Jüngern, die niedergefallen sind, kommen noch zwei andre Personen den Berg herauf, die nach der Schrift hier nicht seyn sollten. über dieß enthält das Gemälde eine doppelte Geschichte. Unten am Berge wird der Besessne gebracht.

Die Jünger zu Emmaus von Titian. Es ist

schon sehr oft von diesem Stücke gesagt worden, daß der eine Jünger kein Mönch seyn, und sich die Kase und der Hund unterm Tische nicht beißen sollten. Ich merke noch an, daß wenn der sehr überflüssige Wirth ja hätte da seyn sollen; er eben nicht so vollkommen wirthsmäßig hätte gekleidet seyn dürfen.

Eine Steinigung Stephani von Carrache. Paulus, der auf den Kleidern sitzt, ruft und streckt die Hände nach einem Steine aus. Nach der Schrift hatte er nur Gefallen an Stephanus Tode.

Eben diese Geschichte wieder von Carrache. Ich sehe nicht, warum Paulus hier die Arme auseinanderwirft, und mit Erschrecken ruft.

IX.

**Beurtheilung einiger Gemälde
aus der heiligen Geschichte.**

Fortsetzung des Vorigen.

Aus dem Nordischen Aufseher 3. Bd. 186. St.

[Faint handwritten notes at the bottom of the page]

MAILED 600 JUN 1 1966

[illegible]

© 2002 Blackwell Science Ltd, *Journal of Internal Medicine* 252: 103–110

Ich fahre fort noch einige Gemälde aus der heiligen Geschichte zu beurtheilen. Ich habe gesagt, der Maler sollte sich schlechterdings enthalten, Gott vorzustellen. Wenn diese Regel auch nicht allgemein wäre; so würde sie doch bey den Schöpfungstagen, wegen der vorzüglichen Schwierigkeit der Ausführung, wahr seyn. Wir wollen sehen, wie sehr Raphael dieser Schwierigkeit unterlegen hat.

Gott sprach: Es werde Licht! und es ward Licht! Hier schwebt Gott im dampfenden Feuer, als wenn er davor erschrocken wäre. Oder man kann es auch so erklären, als wenn er eben ausriefe: Es werde Licht! ich sage, ausriefe; denn die sehr heftige Bewegung des Schöpfers zeigt ein Ausrufen und ganz und gar nicht jene göttliche Ruhe an, die in den Worten liegt: Gott sprach: Es werde Licht!

Es werde eine Feste " " " Hier scheint Gott über das, was er gemacht hat, zu erstaunen.

Die übrigen Schöpfungstage enthalten zwar nichts, das den Eigenschaften Gottes so sehr als das angeführte widerspräche: sie sind aber doch weit unter der Würdigkeit, die wir von einer solchen Vorstellung, wenn sie ja statt finden soll, erwarten.

Gott sprach: Ich will die Menschen, die ich geschaffen habe, von der Erde vertilgen " " Hier stellt Bernhard Gott vor, der einem wollüstigen Gastmahl zusieht. Welche kleine Idee in Vergleichung mit dem, was er hätte vorstellen sollen! Welche Scene hätte er malen können, wenn er nur an die Worte hätte denken wollen: Und es waren Tyrannen auf Erden!

Raphael läßt Noah die Arche bauen, nämlich, er läßt ihn einigen Arbeitern etwas befehlen. Wie wenig kannte er den Reichthum seiner Materie! Mußte er nicht eine große Anzahl Menschen in solchen Handlungen zeigen, die den Bau der Arche veranlaßten?

Die Sündfluth von Raphael. Ein Mann rettet unter andern seine fast todte Frau. Dieß sind zwei vortreffliche Figuren. Aber gleich neben ihm rettet sich ein Alter, der, auf eine fast bürleske Art, mehr auf dem Halse des Pferdes, als auf dem Pferde, sitzt.

Noah, der nach seiner Rettung opfert,

von Raphael. Hier fehlt sehr viel an der feyerlichen Andacht, die man erwarten konnte.

Abraham wird von Gott eine zahlreiche Nachkommenschaft verheissen, von eben demselben. Gott erscheint in den Wolken, und Abraham kniet. Ich finde es unter einem so großen Künstler, daß er sich hier hauptsächlich damit beschäftigt, den anbetenden Abraham in einer schwer zu zeichnenden Stellung zu machen.

Die drei Engel, welche Abraham erscheinen, von Raphael. Hier ist alles in einer sehr würdigen Einfalt. Nur Sara, die sich inwendig an die Thüre lehnt, steht ein wenig zu nachlässig.

Loth's Töchter machen ihren Vater trunken, von Rembrandt. Dieß ist das einzige Stück, wo ich die Töchter anständig gekleidet gefunden habe. Gewöhnlich sind sie halb nackt. Dieß ist nicht allein unanständig; sondern es steht auch ganz und gar nicht in der Schrift. Unterdeß hat Raphael in einem Stücke, das unser Preisler vor kurzem vortrefflich gestochen hat, diesen Fehler ganz und gar nicht vermieden. Rembrandt hat einen andern begangen. Er zeigt uns Loth schon ganz betrunken.

Isaak auf dem Altare, von Goussier. Es ist eine vortreffliche Stellung, in der Abraham gen Himmel weist.

Der Künstler stellt Pharaons Träume vor, als wenn sie mit einer Art von Rahmen umgeben wären. Mich deucht, er hätte sie in einer offenen Gegend abbilden sollen. Dieser vortreffliche Maler hat unter andern ein Stück gemacht, worin alles, was seine Kunst Ernsthaftes und Würdiges sagen kann, ausgebräutet ist. Es ist eine Herabnehmung vom Kreuze. Ich kenne keine Vorstellung der Mutter Christi, die dieser gleiche. Sie kniet von Ferne. Welcher Ernst, und welcher Schmerz! Und überdieß welche Bildung zu jenen wesentlicheren Schönheiten! Eine vollkommene griechische Figur! Es ist alles so schön, daß ich es gerne vergessen möchte, daß Joseph oder Nicodemus der nämlich an der Linken Christi, zu wenig Antheil an der großen Begebenheit nimmt.

Joseph, der dem Pharaon die Träume erklärt, von Raphael. Die Träume sind wieder in Rahmen. Und hier sollten sie, wie mich deucht, gar nicht seyn, oder wenigstens sollte nur etwas davon, ganz in der Ferne, gezeigt werden.

Jacob, der nun auch Benjamin schickt, von Tempeste. Wie viel hätte hier gesagt werden können; und wie wenig ist gesagt worden! Jacob ist hier gar nicht seiner Kinder beraubt. Nur Ein Bruder ist mit Benjamin beym Abschiede, die andern reisen schon fort. Wie viel anders würde dieses Stück

geworden seyn, wenn Jacob mit viel mehr Betrübniß, als hier abgebildet worden ist, in der Versammlung aller seiner übrigen Söhne, von Benjamin Abschied nähme.

Ich bin Joseph! Lebt mein Vater noch? Niemals haben weniger Worte mehr edle Leidenschaft ausgedrückt. Ein Maler, der die Empfindungen Josephs und seiner Brüder hierbey völlig ausdrückte, hätte genug gethan, seinen Namen unsterblich zu machen. Unter andern hat Hoet wenig davon erreicht.

Boucher, der mythologische, und kleine angenehme Vorstellungen nach unsern Sitten, vortrefflich zeichnet, hat es auch unternommen, Jacobs Ausfuhr in Egypten zu machen. Er hat sie nicht wenig enjolivirt.

Es giebt eine ernsthafte Grazie der Gemälde. Die ist diejenige, welche in den Werken der Griechen, auch in denen, die am meisten tragisch sind, herrscht. Wenige Franzosen haben dieselbe. Aber grâces haben viele. Diese schicken sich schon für viele ernsthafte Materien nicht, besonders nicht in dem Grade, in welchem sie die Franzosen gewöhnlich anbringen. Diejenigen, die diesen Styl am weitesten treiben, verderben die besten Materien durch Enjolivemens, wie man ihren Ausdruck angefangen hat zu nennen. Man hat mir gesagt, daß

ist in Paris Bouchardon der einzige sey, der Muth genug habe, sich auf keine Weise von diesem Geschmacke hinreißen zu lassen.

Die Ausländer haben gar nicht unrecht, in vielen Stücken den Franzosen nachzuahmen; aber sie müssen es nur mit Urtheil thun, und z. B. in dem Punkte, wovon wir reden, Bouchardon zum Muster wählen.

X.

Oden, Elegieen und Lieder.

- N. 1. Aus Gramers „Klopstock; Er, und über ihn“ 2. Th. 378. S.
- N. 2. Aus Kl. Schmidts „Klopstock und seine Freunde“ 1 Th. 344 S.
- N. 3. Eben daher 2 Th. 144 S.
- N. 4. Aus dem „Almanach der Deutschen.“ Leipzig 1772.
- N. 5. Aus „Pergolesis Passions-Cantate“ im Clavierauszuge v. Hiller. Leipzig. Bey Breitkopf 1774.
- N. 6. Aus dem „Musen-Almanach v. J. H. Woss.“ (Hamburg bey Bohn) v. J. 1778.
- N. 7. Aus dem „Beckerschen Taschenbuche zum geselligen Vergnügen“ v. J. 1800.
-

1.

Der Adler oder die Verwandlung.

Als ich unter den Menschen noch war, da war ich
ein Jüngling,
Weiblich und zart von Gefühl,
Ganz zur Empfindung der Liebe geschaffen. So zärt-
und fühlend

War kein Sterblicher mehr.
Also sah ich ein göttliches Mädchen; so zärtlich und
fühlend

War keine Sterbliche mehr.
Aber ein unerbittliches Schicksal, ein eisernes Schick-
sal:

Gab mir ein hartes Gesetz,
Ewig zu schweigen, und einsam zu weinen. So
zärtlich und elend

War kein Sterblicher mehr.
Einst sah ich sie im Haine; da ging ich seitwärts
und weinte.

Seitwärts ins Einsame hin,
Tief in den dunkelsten Hain, der den bangsten
Schmerzen geweiht war,

Und dem erbebenden Geist.

„Ach, vergebens erschaffne — wenn jene, die die
Natur dir

„Gleich schuf, ewig dich flieht —

„Ach vergebens unsterbliche Seele! — wenn ewig
einsam

„Dir die Unsterblichkeit ist.

„Wenn du, da du die Seelen erschufst, zwei Seelen
von vielen,

Mütterliche Natur,

„Zärtlicher und ähnlich erschufst, und gleichwohl sie
trenntest,

„Sage, was dachtest du da,

„Mütterliche Natur? Sonst immer weise, mir aber

„Hier nicht weise genug;

„Hier nicht zärtlich genug! nicht mehr die lie-
bende Mutter,

„Die du immer sonst warst!

„Ach, wenn dich noch Thränen erweichten! und
wenn ein vor Wehmuth

„Bang erbebendes Herz

„Dich und dein eisernes Schicksal und seine Donner
versöhnte,

„Wenn du Mutter noch wärst!

„Wenn, wie vormals, dein Ohr, zur Zeit des gol-
denen Alters,

„Stammelnde Seufzer vernähm'!

„Aber du bleibst unerbittlich und ernst. So sey es
denn ewig!

„Sey's! nicht mehr Mutter Natur!

„Warum hast du mich nicht, wie diesen Hain hier
erschaffen,

„Ruhig und ohne Gefühl?

„Warum nicht, wie den Sänger des Hains? Er
fühlt sich vielleicht nicht,

„Oder ist es Gefühl,

„Was er töneth; sind's zärtliche Klagen, die seufzend
sein Mund singt,

„Ach, so wird er gehört,

„Ach, so lieben ihn Sängerinnen; so donnert kein
Schicksal

„Sie zu trennen daher;

„Ach, so fühlt er kein menschliches Elend! — Auf, laß
mich wie er seyn!

„Nicht mehr Mutter Natur,

„Schaffe zur Nachtigall mich; doch laß mir die
menschliche Seele,

„Diese Seele nicht mehr!“

Also sagt' ich, und wurde verwandelt, doch blieb mir
die Seele

Und mein zu fühlendes Herz;

Und, nicht glücklicher, klag' ich noch einsam, und
weine die Nacht durch

Und den mir nächtlichen Tag,

Wenn der Morgen daher thaut, wenn glücklichern
Vögeln und Menschen

Du, o Abendstern, winkst. —

Gehst, die ich lieb', im Haine daher, dann sing' ich
ihr Klagen,

Aber sie hören mich nicht.

O so höre mich, Jupiter, denn, du, des hohen
Olympus

Donnerer, höre du mich:

Schaffe zum Adler mich um; laß deinen Donner mich
tragen,

Daß sein krieg'rischer Schall
Hart und fühllos mich mache; daß in den hohen
Gewittern

Bärtlich mein Herz nicht mehr bebt;
Daß ich die ehernen donnernden Wagen des Zeus
nur erblicke,

Aber kein blühend Gesicht,
Und kein lächelndes Auge, das seelenvoll redt, und
die Sprache

Der Unsterblichen spricht. —

Also sang er und wurde zum Adler, und an dem
Olympus

Bog sich ein Wetter herauf.



Weihtrunk an die todten Freunde.
(1751.)

Daß euer stilles Gebein, und was ihr mehr noch
wart,
Als vermodernd Gebein, diesen geweihten Wunsch
In dem Schooße der Erde
Und Elysiums Thal vernehm'!

Daß wir weise, wie ihr, und der Erinnerung
Eures Todes getreu, leben, zwar fröhlich seyn;
Doch als stündet ihr alle
Mit den glücklichern Freunden hier!

3.

A n D o n e .

 Halberstadt den 2. December 1762.

Du zweifelst, daß ich dich wie Meta liebe? —
 Wie Meta lieb' ich, Done, dich.
 Dieß saget dir mein Herz voll Liebe,
 Mein ganzes Herz.

Mein ganzes Leben soll dir dieses sagen,
 Das hier im Staub', und jenes dort,
 Wenn sie und du und ich zusammen
 Glückselig sind.

Du liebest sie, und weißt nicht, welche Freude
 Mir dieß in meine Seele strahlt;
 Denn leicht ist's deinem schönen Herzen,
 Daß du sie liebst.

O käme sie, die wir gleich zärtlich lieben,
 Von dort, aus ihrer Wonn', herab,
 Herab zu mir und meiner Done,
 Und sähe mich:

Sie würde dir, — denn sie kennt mich viel besser,
 Als du mich jetzt noch, Done, kennst, —
 Ach, sagen würde dir des Himmels
 Bewohnerin,

Mit sanftem Laut und Schimmer in dem Blick;
 „Gespielin einst in unsrer Welt,
 „Er liebet dich! Wie er mich liebte,
 „So liebt er dich!“

Ihr Sohn, ein Genius voll Morgenröthe,
 Ergriffe seine Laute dann,
 Zu läspeln in die Saiten: Meta!
 Und, Done! Dich.

4.

K l a g o d e.

Der Sämann fäet den Saamen,
Die Erd' empfängt ihn, und über ein Kleines
Wächst die Blume heraus.

Du liebtest sie, was auch dieß Leben
Sonst für Gewinn hat, war klein dir geachtet;
Und sie entschlummerte dir.

Was weinst du neben dem Grabe?
Und hebst die Hände zur Wolke des Todes
Und der Verwesung empor?

Wie Gras auf dem Felde sind Menschen
Dahin, wie Blätter; nur wenige Tage
Gehn wir verkleidet einher.

Der Adler besuchet die Erde,
Doch, säumt nicht, schüttelt vom Flügel den Staub, und
Rehret zur Sonne zurück.

5.

Nachbildung des: Stabat mater.

Jesus Christus schwebt' am Kreuze;
Blutig sank sein Haupt herunter,
Blutig in des Todes Nacht.

Bei des Mittlers Kreuze standen
Bang Maria und Johannes;
Seine Mutter, und sein Freund.
Durch der Mutter bange Seele,
Ach! durch ihre ganze Seele
Drang ein Schwert.

Liebend neiget er sein Antlitz:
„Du bist dieses Sohnes Mutter!
„Du bist dieser Mutter Sohn!“

Engel freuten sich der Wonne,
Jener Wonne,
Die der Mittler seiner Mutter,

Seinem Freunde sterbend gab.
 Abgetrocknet sind nun ihnen
 Alle Thränen,
 Mit den Engeln freu'n sie sich.

Wer wird Zähren sanften Mitleids
 Nicht mit diesen Frommen weinen,
 Die dich, Herr, im Tode sahn?
 Wer mit ihnen nicht verstummen,
 Nicht wie sie vor Schmerz versinken,
 Die dich, Herr, im Tode sahn?

Wer wird sich nicht innig freuen,
 Daß der Gott-Versöhner ihnen,
 Himmel, deinen Vorschmack gab;
 Ach, daß Jesus Christus ihnen,
 Himmel, deinen Vorschmack gab?

Ach, was hätten wir empfunden
 Am Altar des Mittleropfers,
 Am Altare, wo er starb!

Seine Mutter, seine Brüder
 Sind die Treuen, die mit Eifer
 Halten, was der Sohn gebet.

Erben sollen sie am Throne
 In der Sonne Paradiese,
 Droben, wo die Krone strahlt.

Sohn des Vaters, aber leiden,
 Du Vorgänger, leiden müssen deine Brüder,
 Eh sie droben an dem Throne,
 Eh mit dir sie Erben sind.

Nur ein sanftes Joch, o Mittler,
 Leichte Lasten, göttlicher Vorgänger, sind
 Deinen Treuen alle Leiden dieser Welt.

O du herrlicher Bollender,
 Der sein Joch mir, seine Lasten
 Sanft und leicht alleine macht;
 Voller Mitleid,
 Sanft und leicht alleine macht!

Auf dem hohen Todeshügel,
 Auf der dunkeln Schädelstätte,
 Da, da lernen wir von dir,
 Versöhner, da von dir!

Dort rufst du mich von der Erde
 Laut gen Himmel,
 Mich zu jenem Erb' im Licht!
 Ach, zum Erb' im Licht hinauf!

Erdenfreuden,
 Und ihr Elend,
 Möchtet ihr dem Wanderer nach Salem
 Staub unterm Fuße seyn!

Kurze Freuden! leichtes Elend!
 Möchtet ihr dem Wanderer nach Salem
 Staub unterm Fuße seyn!

Möcht' ich wie auf Adlers Flügeln
 Hin zu euch, ihr Höhen, eilen,
 Ihr Höhn der Herrlichkeit!
 Mitgenossen jenes Erbes,
 Mitempfänger jener Krone,
 Meine Brüder, leitet mich!

Daß dereinst wir, wenn im Tode
 Wir entschlafen, denn zusammen
 Droben unsre Brüder sehn.
 Daß, wenn einst wir nun entschlafen,
 Ungetrennet im Gerichte,
 Droben unsre Brüder sehn:

Amen.

6.

Die Erscheinung.

Nach Gluck, Pergolesi und Boppis Kompositionen.
(1777.)

Ende, Schmerz, langer Schmerz der Liebe!
Wer empfand sie je, wie ich!
Wer, wie ich, ihren Gram, ihre Qual,
Und all ihr Weh!
Und du schweigst mir, meine Selma, du schweigst?
Verstumm' nicht auf ewig!
Jahre schon blutet mein Herz!
Höre Selma, Selma!
Ach, sie wendet weg ihr Auge
Von der sanften, edlen Wehmuth,
Liebt mich nicht!

Selma, Selma, Geliebte! Sonst konnt' ich weinen:
Freude wurde meine Thräne,
Walzte sanft die Wange nieder,
Wenn mit ihr mich Hoffnung täuschte;
Weinen konnt' ich, kann's nicht mehr!

Geliebte, wie keine geliebt wird,
 Weinen konnt' ich, kann's nicht mehr!
 O die ich ewig liebe, ewig, Selma,
 Einst konnt' ich weinen!
 Freude wurde meine Thräne,
 Wallte sanft die Wange nieder,
 Wenn mit ihr mich Hoffnung täuschte;
 Weinen konnt' ich, kann's nicht mehr!

Selma, Selma, meine Selma,
 Ich konnte weinen!
 Geliebte, wie keine geliebt wird,
 Freude war oft meine Thräne, meine Wehmuth,
 Und rann so sanft;
 Weinen konnt' ich, kann's nicht mehr!

Aber wie, wenn ich zu dir,
 Todt nun, komme, Schreckengestalt dir,
 Der Lebenden erscheine;
 Du dann auch nicht weinen kannst?
 Ach, in dunkler Nacht, zu dir,
 Todt nun, komme,
 Todt nun, tod't nun;
 Du dann auch nicht weinen kannst?
 Voller Graun nur rufen kannst:

„Seele! o wende dich zu deinem Grabe!
 „Todter! wie wandelst du,

„Kommst immer näher!
 „Warum, warum mir winken?
 „Was willst du mir?
 „Seele! du schreckliche!
 „Hör' auf zu winken!
 „Todter! wie nahest du!
 „Was willst du mir?
 „Seele, o wende dich zum Blumengrabe!
 „Todter, entflieh, entflieh!
 „Ich war's, ich streute die Trauerblumen!
 „Hör' auf zu winken!
 „Was willst du mir?
 „Warum mir winken? was willst du mir?
 „Todter! vor Angst, vor Graun,
 „(Hör' auf zu winken!)
 „Todter, erstarrt mein Herz!
 „Was willst du mir?“

Ach! ich kam nicht, o Selma, zu schrecken.
 Todt auch, und wenn ich, du Theure, dir erscheine,
 Lieb' ich, liebe!
 Allein du erkennest dann den Todten,
 Entsetzt dich vor ihm,
 Weißt nicht, Selma, daß er noch immer liebt,
 Daß ihm Liebe gebeut, dir zu winken.
 Ach! sie weiß nicht, welch Leben wir leben,
 Schauert, wanket, bebet, Geister zu seh'n,

Hält den Anblick, ach! des Todten nicht aus.
 Weh mir! weh! dich ergreift Entsetzen,
 Angst dich, starrende, tödtende! weh mir!

Rächet so die verachtete Liebe
 Ihre lange, zu schreckliche Qual?
 Angst ergreift dich, Entsetzen, Entsetzen!
 Rächet so die verachtete Liebe
 Ihr lange, zu schreckliche Qual?
 Weh mir! weh mir! Entsetzen ergreift dich,
 Angst ergreift dich zu furchtbar, zu furchtbar!
 Rächet so die verachtete Liebe
 Ihr lange, zu schreckliche Qual?

7.

An die rheinischen Republikaner.

(Im September 1797.)

Das ungeheuer wurde zerschmettert, liegt
Gestreckt in seiner Höhle, die Jacobszunft;
Doch ward der Höhle Schlund vom Felsen,
Den sie ihm wälzten, nicht ganz gefüllet.

Er hauchet Pest! Dem forfischen Jünglinge
Hat die sein Haupt so, so ihm das Herz entflammt,
Daß er euch mit gehobnem Schwerte,
Völker Hesperiens, Freyheit aufjocht.

Wie schwach sind eines Kriegers Bewunderer,
Der sie, die schönste Schöpfung der späten Welt,
Die Freyheit, in den Staub tritt, andre
Bildung des Staats, als ihr wählt, gebietend!

Vielleicht vergäßt ihr, Dulder! die plastischen
Gewaltsamkeiten: wären sie mehr als Wort,
Das stumm wird vor der Sklavenkette
Rasseln, die euch die Beherrschung anlegt.

Daß er sein Volk ganz blende, beschwört er, schickt
Kunstzauber, reicht Appollo den Wanderstab.

O wird die Seine nur dem Drachen=
Zilger nicht Lethe, wie dem der Rigue.

Nicht Belvederer ist der Apollo dann,

Wenn neben Heinrich er in der Seine liegt;

Er sieht dann Schlamm nur, und vor Schlamme
Raum den Besieger des zweyten Python.

Wer dieses Grab des lange vergötterten

Heinrichs voraussah, mag auch das Künftige

Des Volks weissagen, daß in jeder

Leidenschaft Strom' unerrettbar treibet!

Erwägt, durchdenkt es, Deutsche, mit euerm Ernst.

Wollt denen euer Schicksal, der Kinder Heil

Ihr anvertrauen, die in jeder

Leidenschaft Strom' unerrettbar treiben?



XI.

Epigramme.

- N. 1 — 10. Aus dem „Göttinger Musenalmanach“ v. J. 1773.
- N. 11 — 24. Aus dem „Musenalmanach v. J. H. Voß.“ (Hamburg bey Bohn) v. J. 1777.
- N. 12 — 17. Eben daher v. J. 1778.
- N. 18 — 22. Eben daher v. J. 1781.
- N. 23. Eben daher v. J. 1782.
- N. 24. Aus der Schrift: „Die Landesschule Pforta etc. von M. K. Ch. G. Schmidt und F. K. Kraft. Schleusingen, 1814.“ S. 53.
- N. 25 — 43. Aus dem Taschenbuch „Minerva“ v. J. 1816.
-

1.

Unsere Sprache.

Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!
Sie ist, damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es sage,
An mannichfalter Urranlage
Zu immer neuer, und doch deutscher Wendung reich;
Ist, was wir selbst, in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich.

2.

Darstellung ohne Schönheit.

Warum man Shakespear mit der Bewundrung liest,
Ihn, dessen Gegenstand so selten Schönheit ist?

Weil er, was er auch wählt,
Mit Leben beseelt.

Was würd' er seyn, hätt' er dieß Leben
Der Schönheit gegeben!

3.

Entdeckung und Erfindung.

Wer unruhvollen, hellen Geist hat, scharfen Blick,
Und auch viel Glück,
Entdeckt;

Doch wer, um Mitternacht vom Genius geweckt,
Urkraft, Verhalt, und Schönheit tief ergründet,
Der nur erfindet.

4.

Gleichheit und Ungleichheit.

Kurz sprach der Sparter, aber sanften Falles
War gleichwohl, was er sprach;

Der alte Deutsche sprach auch kurz, und rauhen Falles
War, was er sprach:

Der Sparter durst's, wie gut er auch bewaffnet war,
 Doch nur dem Perser bieten;
 Mein, wie schlecht er auch bewaffnet war,
 Der Deutsche dem Quiriten.

5.

Die Antwort auf ein andermal.

Die Britten nehmen's im Gedicht' oft ohne Wahl
 Aus der Natur; bald wird's Gemäld' und bald Gemal';
 Die Gallier erkiesen oft mit Wählerern,
 Und machen Bilder ist, ist Pinselen.
 Die Griechen sehen jede leise Spur
 Der unerschöpflichen Natur,
 Und nehmen selten ohne Wahl;
 Mit immer richtigem Verhalt
 Zur Sache, machen sie dort Zeichnung nur,
 Erheben hier
 Vollendete Gestalt.
 Und wir?

6.

Aufgeldster Zweifel.

„Nachahmen soll ich nicht; und dennoch nennet
 Dein lautes Lob mir immer Griechenland?“ —

Wenn Genius in deiner Seele brennet,
So ahm' den Griechen nach. Der Griech' erfand!

7.

Unser Jahrhundert.

Weniger getäuscht vom Schein
Entdeckten wir der Dinge Grund; allein
Wir sä'n nicht Korn, wir pflanzen Blumen drein,
Und darben auch dafür, und stehen kraftlos still,
Wenn Mannthat Brot zur Stärkung haben will.

8.

Eingeschränkte Einsicht.

„Sprich, daß ich dich sehe!“ —
So scharf, wie dein Gesicht,
Ist meines nicht:
Handle du, daß ich dich sehe!

9.

Die Meides Art.

Minervens Vogel soll die Eule seyn;
Und nicht Apolls die Nachtigall?

Das Eine hat der Meid der Göttin angedichtet,
Das Andre von dem Gott verschwiegen.

10.

Beschreibung und Darstellung.

In der Dichtkunst gleicht Beschreibung der Schönheit
Pygmalions Bilde,

Da es nur noch Marmor war;

Darstellung der Schönheit gleicht dem verwandelten
Bilde,

Da es lebend herab von den hohen Stufen stieg.

Geht hin in den Tempel der Ehre,

Ben den Mahlen umher der grauen Zeit,

Ben den Mahlen der spätern Zeit umher,

Und seht, wenn's anders eurem Auge

In des Tempels heiliger Dämmerung sagt:

Wie viele der Mahle nur Bilder von Marmor sind,

Wie wenige leben!

11.

Ein gewisser Umstand.

's hat Händ' und Füße, was du schreibest, doch ge-
 waschen
 Hat sich's nun einmal nicht; und wenn was so
 Beschaffen ist, kann ich nur naschen,
 Allein so ganz mich dran zu legen,
 Versteh' ich nicht. Verstand ich's, dir den rechten
 Floh
 Ins Ohr zu setzen?

12.

Die Drafelspüche.

Wie von des Helden Degen
 Die Herrn Politiker
 Urtheilen thun, so thun Urtheile von des Dichters
 Feder
 Die Herren Kritiker.

13.

Ein Wort alter Lehre.

Der Grieche nennt des Künstlers Anmuth Grazie,
Venus der Römer;

Und beyde geben zur Gespielin
Der Anmuth die Vortrefflichkeit.

Diese nennet Virtus Horaz,
Und läßt auch sie im Liede tönen.

Von ihr entzündet malt der Schleherer Timanth
Den Halbgott;

Von ihr entzündet malet selbst Apell
Den Halbgott.

Anmuth und Vortrefflichkeit
Vereint der Meister, nennt die vereinten:
Hohe Schönheit; sondert sie sehr selten,
Nur wo er muß.

Denn vereint sind beyde mehr sie selbst.

14.

Das Vitilitigium.

Raum sehen mit aristidischen Zügen
Gemalt den Macedonier siegen,
Die Mutter sterben, noch säugen, die Schwester
schon entschlafen.

Die Bitilitatoren;
 So springen sie auf, und bellen,
 Daß einem die Ohren
 Von ihrer Beredsamkeit gellen:
 Dann laufen sie hin und lecken die Rhyparographen.

15.

L u t h e r.

Der ernste Luther liebt' auch Scherz;
 Das macht, er war Er selbst, und hatte Luthers
 Herz.

16.

Malezieux Meinung.

Wir Franzosen, sagt der zweyte Patru zu Voltäre,
 Haben keinen epischen Kopf.
 Der Tropf!
 Denkt Arouet, und geht, und schreibt die Henriade.
 O Sammerschade
 Um diese gut gereimte Henriade;

Meister und Gesell.

Vergeltliche Warnung.

19.

An die Verächter der Regel.

Ihr scheltet auf die Kultur,
 Weil's Kultivireren
 Auch giebt; und merkt nicht, daß selbst diese besser sey,
 Als eure dumme Natur.

20.

Die doppelte Täuschung.

Altes und Neues sind Zauberer.
 Federleichte Gründe für jenes
 Wiegen dem armen Bezauberten
 Zentnerschwer;
 und solche für dieses ihm federleicht.

21.

Vom Genie.

Die Sprache brauchen, wie man muß,
 Ist Kenntniß nur, und kein Genie;
 Allein, bis zu des Gedankens Verzerrung,
 Sie aus Unwissenheit verbilden,
 Das ist Genie.

22.

Musik und Dichtkunst.

Wenn die Musik das Gedicht ausdrückt, so ist sie
Gesellin:

Wenn sie für sich ihr wenigcs Allgemeines, so ist sie
Meisterin zwar; allein nur Schade, daß die Gesellin
über der Meisterin ist.

23.

Die Mitzählung.

Daß, wie seines Gleichen, Klos sogar
Deutschlands gute Schreiber mustert,
Und dann stets mehr als von dem Stiefel schustert,
Dieß Ding ist zwar
Schon gar sehr lächerlich;
Allein, wenn er bey sich sie überzählet,
Daß Klos dann sich
Mitzählet,
Dieß dumme Ding ist allzu lächerlich.

24.

Das Entscheidende.

Wenn ich die schöne Sprechung dir nenne, so mein'
 ich nicht jene,
 Die durch erhebenden Ton, künstelnden, Schmeich-
 lerin ist.
 Ueberrichterin ist des Gedichts die Sprechung. Was
 ihr nicht,
 Ganz sie selber zu sehn, mächtiger Reiz ist, vergeht.

25.

K a n t.

Nehmt ihm, was lange bekannt, zu oft, und bestimm-
 ter gesagt ist,
 Nehmt's unerklärbare mit; aber nun bleibt ihm
 auch nichts.
 „D du Blinder, wie falsch, was zu sagen du wag-
 test.“ Ich habe
 Gräßlich geirret, weil ihm eure Bewunderung
 bleibt.

L e i b n i z.

Leibniz kam zu früh für seine Zeiten; und damals
 Lebte doch der und der Deutsche, so über ihm war,
 Wie er vermeinte, und wie man auch wohl vermeinete.

Jesho

Ist das anders; denn uns ist nur Leibniz bekannt.

Die Republikaner.

Je scharfsinniger denkt der Geist der Franzosen, je
 toller

Treiben mit ihm ihr Spiel Leidenschaft und Phantasie,

Denn es erfindet nun für die beiden herrschenden
 Mächte

Gründe, die scheinbar sind, desto leichter der Geist.
 „Aber sie sind gleichwohl Republikaner.“ Mit dir
 treibt

Noch, wie ich sehe, das Wort ohne die Sache sein
 Spiel.

28.

Die epischen Hauche.

Wer in Homers Gesang gern nh, ge, fe, gar, de,
men, po hört,
Wünsch' auch an Pallas Helm allerley Blümchen zu
sehn.

29.

Grausame That.

Dein Gedicht hat edle Gestalt; halb sehend den Plan,
fälscht
Ihn der Kritiker, und ihr sind nun die Glieder verzerrt.

30.

Ursache und Schuld.

Mundart heißet die Sprache dem kennenden A**d**elung;
 Maulart

Fällt er zur Strafe dafür, wenn er sich lehrhaft er-
 gießt.

Ist die Ursach' an etwas Schuld; so ist auch die Schuld
 auch

Ursach' an etwas: er hat gleichwohl das erste ge-
 laßt.

31.

Guter Rath an die neuen Hero'ide der
 Griechheit.

Neu sey das Bild, ihr wollt es ja! das von den Grie-
 chen ihr aufstellt,

Aber verlanget n^{ur} nicht, daß es das ihrige sey.

Wenn ihr zu fragen verstündet, so würd' ich euch ra-
 then, der Griechen

Werke zu fragen, bevor von den Verkannten ihr
schreibt.

Lasset doch endlich euch die Geschichte lehren, daß nie
noch

Schiefgesehenes wahr wurde durch Modegeschwäg.

32.

Die Rhapsoden.

Wird das Gedicht nicht gesprochen; so seht ihr die
Seelen nicht, denen

Inhalt, treffendes Wort mit zu erscheinen gebot.

Spricht man's nicht gut; so entbehrt ihr nicht jene
Seelen nur, anders

Zeigt sich der Inhalt auch, ist euch der wahre nicht
mehr.

33.

An die Bewunderer eines Meisters.

Ihr versteht ihn nur nicht, den Meister. „Daß die-
ses der letzte
Winkel der Ausflucht sey, das verstehn wir, Gesell.“

34.

Gründlichkeit.

Ist es uns angebohren? ist es erlernt? wir Deutschen
Sind weitläufig, und ach selber die Denkenden find's.
Wenn es erlernt ist; so sey, Apoll, noch einmal Bar-
bar, und
Wie den Marsyas einst, kleide die Lehrenden aus.

35.

Ruga senilis.

Die Runzeln.

„Alt ist dieses Gedicht, neu jenes.“ Das frag' ich
nicht; frage:

Welches von beyden das bessere sey?
 „Vieles entschuldigt die Zeit.“ Kann nur beschöni-
 gen! Wollt ihr
 Ewig denn Mitbeschöner seyn?

36.

An Fr. Schiller.

Ward dir Blickes genug, Darstellung von der Be-
 schreibung

Rein *) zu sondern; so stehn weisere Dichter dir auf:
 Stände, wofern du hinab zu den Hainen Elysiens
 walltest,

und dort redetest, selbst Iliens Sänger dir auf.

*) Ich meine besonders da, wo beyde vermischt sind.

37.

Der Gerührte.

Wenn man sich widerspricht, so lächelst du:
 Und lachst, thut's einer, der des Geistes viel
 Zu haben glaubt.
 Allein wenn einer, wo der Philosoph
 Am tiefsten gehen muß, bey metaphysischer
 Bestimmung, da sich widerspricht,
 Dann schlägst du wohl ein laut Gelächter auf?
 „Das Mitleid weint.“

38.

Neuer Beweis.

Nun, so führt denn auf immer der Krieg den eisernen
 Zepter,
 Und die Vernunft entscheidet umsonst.
 Denn sie selbst, der Franzosen erhabene Stellvertreter,
 Prügeln, wenn Rath sie pflegen, sich aus.

Patriotische Ausgleichung.

Hat's Manifest? hat die Hymne Delillens mehr von
den Deutschen
In die Grube gesandt? Mir ist die Frage zu schwer.

Er, und Sie.

Mana der Gott (wir nennen den Mond ihn) glaubte,
die Sonne
Wär' eine Göttin; denn sie deucht' ihm das schönste
Gestirn.
Warum unsere Väter so fabelten? Weil sie die
Weiber
Mehr verehrten, als sonst irgend ein anderes Volk.
Väter, empfahet den Dank der Enkel, daß euch in den
Weibern
Etwas, so Zukunft sah, etwas vom Göttlichen war.
Fahret denn fort, Ausländer, den Mond zu besie'n,
und die Sonne
Er zu nennen, ihr habt niemals die Liebe gekannt.

Der alte und neue Faust.

Was man erzählt von Doktor Faust,
 Ist weiter nichts als Lug der Möncherey;
 Die Dichtung, die vor uns in wilden Dramen braust,
 Wie Windsbraut faust
 Von Doktor Faust,
 Ist, bey den Alten! lediglich,
 Kraft männiglich
 Verwünscht Geschrey
 Der traurigen Genieerey.
 Ob's Alte oder Neue besser sey,
 Zu schlichten, wär' Bockmelkerey.

Schreibakademien.

Dieser schreibt mit der Hand, und der mit der Faust;
 mit der Pfote.

Das da, und preiset die Faust, aber bekritelt die
 Hand.

Der Ruf und die Ehre.

Ruf ist ein Leben, das athmet der Mund des Schwä-
genden; Ehre,
Das in dem Herzen des Edleren schlägt.

U n h a n g.

Enthaltend

einige Gedichte, die gewöhnlich Kl. zugeschrieben werden, aber in Beziehung auf ihre Ächtheit den Herausgebern zum Theil weniger, zum Theil mehr verdächtig scheinen.

Nr. 1, aus dem „Göttinger Musenalmanach“
f. d. J. 1770.

Nr. 2, 3, 4, 5 aus Gramers „Klopstock, Grund
über ihn.“

1.

An Elisen. *)

1753.

Elise! küsse, küsse mich nicht so oft!
Bisple nicht immer schmeichelnde Freundlichkeit;
Auch lehne dich nicht stets so sterbend,
Nicht so geschlungen, an meine Schulter!

Die reinste Wollust hat ein beschränktes Maß:
Dem, was vergnügend heitere Sinne rührt,
Dem folgt, ach! in zu nahen Gränzen,
Trauriger Ekel mit schnellem Schritte.

*) Eine Nachbildung des; Non semper udum da mihi
basium cet. von Joh. Secundus. Basior. I, 9.
pag. 81.

Wünsch' ich geküßet, neunmal geküßt zu seyn,
 Entzieh mir sieben, küsse mich zweymal nur,
 Und beydemaal nicht stark, nicht feurig,
 So wie die Schwester den Bruder küßet,

Oder die Tochter spielend den Vater küßt,
 Eh noch ihr Busen süßere Freude bebt.
 Dann flieh, du Rose, fliehe von mir!
 Eile mit fliegendem Fuße von mir!

Fliehe der fernsten Kammer bedächtlich zu,
 Oder verbirg dich tief in dem dicksten Wald,
 Dir werd' ich in die ferne Kammer,
 Dir in die waldigten Schatten folgen!

Als überwinder, welcher den Raub erhascht,
 Werf' ich den Arm dann männlich um deinen Hals.
 So raubt die unbewehrte Taube
 Stärker der Adler im hohem Fluge.

Du reichst besieget flehende Hände dann,
 Dann schlängelst du dich zitternd um meinen Hals;
 Dann wirfst du mich, mich, kleine Märrin!
 Siebenmal küßend versöhnen wollen.

Doch du betrügst dich. Rächend bestraf' ich dich.
 O süße Rache! Siebenmal siebenmal
 Wird' ich die vollen Lippen küssen,
 Ehe die Strafe die Schuld vertilget.

Wie! Diese Strafe, Mädchen! gefällt dir nicht!
 Du willst entfliehen? Aber mein stärkerer Arm,
 Gleich einer Kette dich umschlingend,
 Hindert es, Flucht'ge, dich loszuwickeln;

Bis du, wenn alle Küsse bezahlt sind,
 Bey deinen Reizen feyerlich schwören wirst,
 Daß du bey ähnlichen Verbrechen
 Ähnliche Strafen erdulden wollest.

2.

V e r h ä n g n i s s e .

Königen gab der Olympier Stolz, und sklavischen
Pöbel

Um den gefürchteten Thron:

Weisheit gab er den Königen nicht; sonst hielten sie
Menschen

Nicht für würgbares Vieh.

Philosophen gab er den Traum, da Wahrheit zu
suchen,

Wo sie zu finden nicht ist:

Priestern den Wahn, die göttlichste Wahrheit durch al-
les zu lehren,

Nur durch Tugenden nicht.

Alles dieß gab er im Born. Sehr wenige Könige
weißen

Ihr erhabenes Amt

Durch ein Gott nachahmendes Wohlthun, das über die
Menschheit

Sterbliche Menschen erhöht.

Wenige Philosophen erreichen die höhere Weisheit,
Die nur Glückseligkeit ist.

Selten wandeln Priester dem nach, der lebend sie
lehrte,

Und viel weniger sprach.

Tugend gab er nicht Menschen, die gab er Engeln.

Ihr Bildniß

Ließ er den Sterblichen nur.

Mir gab er die singende Leher, und redliche Freunde.

Wollt' ich, was größer noch ist,

Wollt' ich der Himmlischen Glück, die selige Liebe, noch
bitten,

O so bät' ich zu viel!

O so bät' ich auch Tugend! Die gab er Engeln! Ihr
Bildniß

Ließ er den Sterblichen nur!

Ist die Leher der Weisheit nicht heilig, und singet sie
jemals

Was Geringeres, als sie;

Lieb' ich die Freunde nicht treu, die so voll Freund-
schaft mich lieben;

O so sind mir von ihm,

Alles, was er mir gab, auch die unvergeltbarsten
Gaben,

Auch im Borne verlihn.

3.

E l e g i e.

Der du zum Tieffinn und Ernst erhabner Gesänge
gewöhnt bist,

Und die einsame Bahn alter Unsterblichen gehst,
Sing' ich, mein Geist, ein tibullisches Lied; dich ladet
die Liebe

Deines Freundes zum Scherz und zu Empfindun-
dungen ein,

Die die Seele des Jünglings mit mächtigern Freuden
erfüllen,

Als er in den Armen seiner Gespielen genoß;
Die das Herz des Mädchens mit süßrer Wollust durch-
wallen,

Als sie in dem Umgang ihrer Gespielinnen fand.
Töne, mein Lied, wie Liebende, sanft, mit gelinderer
Stimme;

Seh der blühenden Braut jungen Entzückungen
gleich;

Sey wie der Thau des erwachenden Tags, der vom
Rosengebüsche

In das lockichte Haar einer Verliebten zerfließt,
Wenn sie schon wach, und freudig, und wild, die schönste
der Rosen,

Ihren noch schlummernden Freund zärtlich zu
wecken, sich sucht.

Oder wie Byblis sanfttönender Quell, der nun nicht
mehr weinte,

Und, durchleuchtig und hell, Ufer voll Myrthen
durchfloß;

Denn dich hört mein Schmidt, und horcht von der
Höhe der Ode

Lächelnd in Tibullens blumichte Thäler hinab.

Auch die hört dich vielleicht, die mehr als scherzende
Lieder,

Die im prophetischen Klang tönende Lieder empfind't.

Aber du, glücklicher Freund, mit deiner jungen Ge-
liebten,

Hörst mich an diesem festlichen Abend nur nicht!
Ihr fühlt mehr, als Lieder euch lehren, und laßt es
dem Dichter,

Daß er von Küßen entfernt, Anderer Küsse be-
singt.

Freund, ein einziger Blick, von einer Seele begeistert,

Die von der süßen Gewalt ihrer Empfindungen
 bebt;
 Und ein Seufzer, mit vollem Verlangen, mit voller
 Entzückung,
 Ausgedrückt auf einen zitternden blühenden Mund,
 Ein beseelender Kuß, ist mehr, als hundert Gesänge,
 Mit ihrer ganzen langen Unsterblichkeit, werth!
 Wer sein Leben durchliebt, nicht der, der in brauch-
 barern Stunden,
 Was er sich selber entzieht, Enkeln genießbarer
 macht,
 Ist ein glücklicher Mann. Sey du es, und liebe, bis
 einst dich
 Ein ungefürchteter Tod sanften Umarmungen
 raubt.
 Segne den Stunden igt nach; (die Stunden sind schon
 entflohen;
 Merk' es und lerne die Flucht unsrer hineilenden
 Zeit!)
 Segne den Stunden igt nach, da du sie zum erstenmal
 sahst,
 Da sie, sanft erröthend, sich und ihr Leben dir
 gab.
 Segne den Stunden igt zu, (die Stunden werden auch
 fliehen;
 Nimm sie, und lerne die Flucht unsrer hineilenden
 Zeit!)

Segne den Stunden ist zu, die dich noch glücklicher
machen,

Jezo, da sie ganz sich deiner Umarmung vertraut,
Da sie mit nicht mehr bebendem Blick dich zärtlicher
ansieht,

Wieder dich ansieht, und frey, und viel gelehriger
küßt.

O wie glücklich seyd ihr! Mich deucht, als sah' ich
euch kommen,

Wie ihr im freudigen Tanz vor der Versammlung
erscheint.

Sie flieht jugendlich leicht, mit schlüpfendem Kusse
vorüber,

Und sieht, glücklicher Freund, in der Versamm-
lung nur dich.

Dir nur sagt sie etwas, wenn sie bald lächelnd sich
umkehrt,

Bald mit offenem Arm deiner Umarmung zu-
flieht;

Jezo leicht dir entflieht; ist mit jungfräulichem Stolze,
Zwar von Zärtlichkeit voll, wie im Triumph
doch geht.

So ging Aurora daher, als sie von thauenden Bergen
Menschlicher, ins Thal hin, zu ihrem Zepha-
lus kam.

Zwar ein himmlischer Glanz floß um die Schultern
der Göttin,

Und das Gebirg' erklang unterm unsterblichen
Fuß;

Doch da sie näher ihm kam, ließ sie die Gottheit im
Haine,

Warf mit Rosen nach ihm, küßt' ihn und lockte
sein Haar.

So geht Deahne daher: Nun bleibt sie voll heimlicher
Wollust,

Daß sie dein Herz besitzt, und vor Entzückungen,
stehn;

Also bleibt ein besungenes Mädchen, (ein göttlicher
Dichter

Brachte sie der Nachwelt und den Unsterbli-
chen zu,)

Darum bleibt sie auf einmal entzückt, tiefsinnig und
lächelnd

Unter der Versammlung ihrer Gespielinnen stehn;
Auf die Unsterblichkeit stolz, wenn ihre Schönheit da-
hin ist,

Hat sie doch den Nachruhm, ihre Gespielinnen
nichts.

Freund, du sahst sie stehn, und flohst mit sehnlichen
Blicken

Ihrem vor Entzückung thränenden Angesicht zu;
Aber das sahst du wohl nicht, daß ist ihr lockichtes
Haupthaar

Unvermerkt ihr Sylphe leicht und geschäftig um-
 flog;
 Mit sanfttönendem Laut des morgenröthlichen Sitz-
 tigs
 Flog er um ihr Haupthaar, und schnell verwand-
 delt' er sich;
 Nahm die weiße Gestalt der anakreonthischen Taube,
 Ihren geschwägigen Ton, ihre Geselligkeit an;
 Und wie vom geistigen Wein des weisen Anakreon
 trunken,
 Und wie im lyrischen Ton lächelnder Lieder ge-
 lehrt,
 Sing er poetisch so an, (ich habe sein Girren ver-
 nommen)
 Raufchte mit den Flügeln, lächelt' und weis-
 sagte so:
 Euch wird unterm Geräusch oft wiedergegebener
 Küsse
 Eure genossene Zeit sanft und zufrieden ent-
 fliehn!
 Wenigen Menschen ertheilt, von wenigern sorgsam ge-
 nossen,
 Fließen aus dem goldnen Alter die Stunden
 euch zu.
 Mit den Stunden vereint, eilt eure gesellige Freude,
 Unbereut nach dem Genuß, heiter und lächelnd
 vorbey.

Drehmal gesegnet seyd mir! Was alle Thoren ver-
kennen,

Was, zum Reichthum verdammt, Narren unwise
send verschmähn;

Tugend, und die Weisheit, das Leben würdig zu
brauchen,

Um den Tod nicht zu scheun, hat euch das Schick-
sal verliehn.

4.

Liebeslied.

Zur Nachahmung des Krieglieses. *)

Noch währt der Schmaus! Noch fließt der Wein!
 Doch auf, vom Becher weg!
 Das liebste Mädchen küßt mich heut,
 Im Europäerland;

Schon rauscht ihr leicht gehobner Fuß,
 Und kündigt sie mir an.
 Heil, Phyllis dir, und deiner Brust,
 Und ihrem vollen Wuchs!

Ihr Antlitz glüht vor süßer Lust,
 Und herrscht mich zu sich hin!
 Schon ist ihr sanftgeschwollner Mund
 Von meinem Kusse heiß.

*) Heinrich der Vogler. S. Kl. sammtl. W.
 b. Göschen, 1823. 1. Bd. 62. S.

Sprich lächelnd Weisheit um dich her,
 Mund heiß von meinem Kuß:
 Daß aller Welt Glückseligkeit
 Gar nichts dagegen sey!

Die ihr nicht eben nüchtern sitzt
 Beym bechervollen Tisch! —
 Flicht, flicht den Becher! Phyllis küßt
 Den Durst nach Weine weg.

Willkommen, Herz für mich gemacht!
 Wenn seelenvoll ihr Blick
 Von Wollust glüht; dann sink' ich sanft
 An ihre volle Brust.

Wenn nun mein trunkenes Auge schwimmt,
 Entzückung ohne Maß
 Weit um mich her; dann bebt mein Herz
 Zu ihrem Herzen hin.

Dann treten wir viel seliger,
 Als Könige daher;
 Und fühlen, daß dieß Wahrheit sey.
 Das geht durch Mark und Bein.

uns preist mit frohem Ungestüm
 Der Bräut'gam und die Braut.
 Er schaut auf uns nacheifernd hin,
 und küßt sie feuriger.

und drückt sie wilder an sein Herz,
 und lispelt ihr ins Ohr:
 Sind wir den Göttern auch nicht gleich;
 So lieben wir doch auch!

uns preist, voll Freuden einer Braut,
 Die Mutter ihrem Sohn!
 Sie drückt ihn an ihr Herz und spricht:
 Sey wie dein Vater war!

Nur uns gehört die Ewigkeit,
 Wenn wir gestorben sind;
 Damit der Enkelinnen Sohn
 Versteh', was Liebe sey.

5.

Trinklied.

Zur Nachahmung des Kriegerliedes. *)

Der Schmaus geht an! Der Wein ist da!
 Wohlauf zum Becher hin!
 Wir trinken heut beym besten Mann
 Im ganzen deutschen Reich.

Schon rauscht der hohe Thyrsusstab,
 Und kündigt ihn uns an!
 Heil, Damon, Heil dir, Held und Mann,
 Am bechervollen Tisch!

Sein Antlitz glüht vor Trunkbegier,
 Und herrscht Pokale her!
 Schon ist sein liedervoller Mund
 Mit Nebenblut bespritzt.

*) Des oben erwähnten.

Sprich furchtbar Weisheit um dich her,
 Mund, voll vom Nebenblut!
 Daß aller Narren klug Geschwätz
 Verhöhnt vorüber geh'.

Die ihr zu nüchtern in die Schlacht
 Mit eurem Donner geht!
 Auf, legt den Donner! Damon singt
 Die Narren von sich weg.

Willkommen Rausch, zu Deutschlands Ruhm!
 Wenn unser hangend Haupt
 Vom Wein ist schwer, dann sinken wir
 Zu Deutschlands Ehren hin.

Wenn vor uns wird das Zimmer schwarz,
 Und wir nun trunken sehn,
 Weit um uns sehn; dann schlafen wir
 Zu Deutschlands Ehren aus.

Wenn dann noch einer gehen kann
 Auf Bechern hoch einher;
 Dem jauchzen wir noch einmal zu!
 Das geht durch Mark und Bein!

Uns preist mit frohem Ungestüm
 Der Bräut'gam und die Braut;
 Er sieht der hohen Becher Schwung,
 Und drückt ihr sanft die Hand.

Und spricht zu ihr: Da taumeln sie,
 Die Traubengötter, her!
 Sie tranken in der finstern Nacht
 Auch für uns beyde mit.

Uns preist, von sanften Freuden voll,
 Die Mutter und ihr Kind;
 Sie drückt den Knaben an die Brust,
 Und giebt ihm süßen Wein.

Uns folgt ein Ruhm, wohl Tage lang,
 Wenn wir gestorben sind;
 Gestorben nicht fürs Vaterland,
 Den Tod Anakreons!



Nothwendig zu verbessernde Druckfehler zum
16. Bande.

- ©. 38. 3. 7. st. welchem l. welchen.
— 53. — 21. st. cautionem l. cantionem.
— 54. — 14. st. orans l. ovans.
— 57. — 19. nach creare l. epicum.
— 58. — 1. st. ni l. in.
— 59. — 22 und 23. und
— 60. — 1. st. hic l. hi.
— — — 12. st. incedere l. intercedere.
— 63. — 4. st. nullam l. nullum.
— — — 10. nach illam l. quae.
— — — 19. st. domino l. dominio.
— — — 25. st. omnium l. amnium.
— 65. — 16. st. felicitatem l. facilitatem.
— 66. — 9. nach carminibus l. tuis.
— — — 16. st. felicitate l. facilitate.
— 72. — 23. st. adspici l. adipisci.
— 74. — 25. st. doctoribus l. doctricibus.
— 77. — 23. nach paulatim l. immortalis.

6. 82. 3. 2. st. declarabo l. declaro.
 — — — 22. st. autem l. tandem.
 — 122. — 25. st. Philosophie l. philosophie.
 — 152. — 27. st. auseinanderwirft l. auseinanderwirft.
 — 163. — 5. st. zärtl. l. zärtlich.
 — 178. — 8. und 12. st. Ihr l. Ihre.
 — 181. — 4. st. 24 l. 14.
 — — — 7. st. 12 l. 15.
 — 188. — 10. st. Draufspüchel. Draufsprüche.
 — — — 13. st. Urtheile l. urtheilen.
 — 208. — 16. st. hohem l. hohen.

30

7

15